
Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2008 (21. Jahrgang)

Benedikt Tondera

Die gespaltene Erinnerung Traudl Junges
Eine Analyse der autobiographischen Erzählungen Traudl Junges
und deren medialer Inszenierung157

Rüdiger Stutz

Abstandsucher: Ostdeutsche Studienanfänger der Umbruchjahre 1990/91
und die Wahrnehmung ihrer Elterngeneration184

Dieter Nelles, Armin Nolzen und Heinz Sinker

„Kinder des Widerstands“ und Politik nach 1945
Die Kinder kommunistischer Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime
und deren Verhältnis zur Politik nach dem Zweiten Weltkrieg205

Barbara N. Wiesinger

Opfer oder Akteur? Ohnmacht und Handlungsmächtigkeit
in lebensgeschichtlichen Narrativen von Zwangsarbeiterinnen und
Zwangsarbeitern aus dem ehemaligen Jugoslawien.....223

Elke Scherstjanoi

Oral History in der Fremde
Überlegungen zu Verständnisproblemen in sprach- und kulturübergreifenden
Erinnerungsprojekten am Beispiel von Interviews in Russland.....241

Brigitte Halbmayr

Sekundäranalyse qualitativer Daten aus lebensgeschichtlichen Interviews
Reflexionen zu einigen zentralen Herausforderungen256

<i>Krzysztof Ruchniewicz</i> Das polnische Kriegstrauma Katyn: zwischen Instrumentalisierung durch die Kommunisten und Heroisierung der nationalen Opfer durch Polen	268
<i>Alexander von Plato</i> Zur Erinnerung an die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968	285
<hr/> Projektbericht <hr/>	
<i>Silke Urbanski</i> „Jugend in dunkler Zeit“ Ein Zeitzeugenprojekt des Albert-Schweizer-Gymnasiums Hamburg	295
<hr/> Literaturbesprechungen <hr/>	
Valeska Steinig: Abschied von der DDR – Autobiografisches Schreiben nach dem Ende der politischen Alternative (<i>Carsten Heinze</i>)	309
Burkhard Brückner: Delirium und Wahn – Geschichte, Selbstzeugnisse und Theorien von der Antike bis 1900 (<i>Renate Franke</i>)	313
<hr/> Mitteilungen <hr/>	
Call for Papers: 16 th International Oral History Conference	320
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	322

Die gesplante Erinnerung Traudl Junges

Eine Analyse der autobiographischen Erzählungen Traudl Junges
und deren medialer Inszenierung

Benedikt Tondera

Einleitung

In dem Film „Im toten Winkel“, den André Heller und Othmar Schmiderer 2001 mit Hitlers ehemaliger Sekretärin Traudl Junge kurz vor deren Tod drehten, gibt es eine bemerkenswerte Passage. Sie ist einem Kunstgriff zu verdanken, den Heller und Schmiderer bei der Bearbeitung ihres Materials vornahmen. „Im toten Winkel“ zeigt vorwiegend Aufnahmen von Junge, die über ihre Erinnerungen von der Zusammenarbeit mit Hitler spricht. Später wurde Junge zusätzlich dabei gefilmt, wie sie diese Aufnahmen von sich selbst betrachtet und gelegentlich auch Kommentare dazu abgibt. Diese sich selbst betrachtende Junge wird nur an wenigen Stellen in den Film geschnitten. In einer solchen Szene aber trifft sie eine Aussage, die im Zentrum meiner Arbeit stehen soll. Das Zitat wirft ein Schlaglicht auf die komplexen Anforderungen, die Individuen bewältigen müssen, wenn es um die Verarbeitung problematischer Lebensabschnitte innerhalb der eigenen Biographie geht. Worum handelt es sich? Nach etwa einem Drittel des Filmes erzählt Traudl Junge sehr anschaulich, wie Hitler seine Schäferhündin Blondie dressierte. Nach dieser Episode wird die sich betrachtende Junge eingeblendet, die – fast erschrocken über sich selbst – einwirft:

Wenn ich das jetzt so anschaue und nachlausche, was ich da sag', das klingt alles so anekdotenhaft und so – ja auch banal. Ich glaube, diese Eigenschaften oder diese persönlichen Facetten, die er gehabt hat, die sind gar nicht mehr wichtig, weil die Gesamtwirkung so fürchterlich war. Ich meine, das ist für mich natürlich damals ganz wichtig gewesen, diese menschlichen Züge zu erleben. Aber ich scheu' mich eigentlich heut' fast, die so deutlich darzustellen. (Heller 2004)

Es ist lohnenswert, dieses Zitat näher zu durchleuchten. Junge übt hier keine inhaltliche Selbstkritik, sondern eine normative. Was sie erzählt, hat sich ihrer Ansicht nach zwar tatsächlich so zugetragen, aber es passt nicht in ihr gegenwärtiges Geschichtsbild. Der fürchterliche Hitler kann und soll nicht der gleiche sein, der liebevoll seine Hündin dressiert. Der Widerstreit zwischen dem, was Junge erinnern kann und was sie erinnern will, durchzieht ihr gesamtes autobiographisches Gespräch. Die gesplante Erinnerung von Hitlers Sekretärin weist auf Fragen hin, die in der gegenwärtigen Biographieforschung verschiedene Disziplinen wie die Geschichts-, Kultur- und Neu-

rowissenschaften sowie die Sozialpsychologie beschäftigen: Wie funktioniert das menschliche Gedächtnis? Warum und woran erinnern sich Menschen? In welchem Verhältnis stehen individuelle Erinnerungen zum tatsächlichen Geschehen und zu der Erinnerung anderer Menschen? Inwiefern sind Erinnerungen durch soziokulturelle Prämissen vorgeprägt? Ein derart formuliertes Interesse am Zusammenspiel von individueller, kultureller und gesellschaftlicher Erinnerung darf inzwischen in der Geschichtswissenschaft als etabliert gelten; schon 1994 stellte Lutz Niethammer fest, dass die Hinwendung zur Gedächtnisforschung „mit einer Transformation des Geschichtsbegriffes zusammen[fällt], indem materielle geschichtsphilosophische Konzepte ihre Bedeutung als Referenzrahmen der Geschichtswissenschaft immer mehr verlieren und an ihrer Stelle Geschichtskultur eher in der Metapher eines soziokulturellen Gedächtnisses verstanden werden kann“. (Niethammer 1994, 196) Im Zuge dieser Transformation erlebt die zwischenzeitlich aus der Mode gekommene Biographieforschung in den letzten Jahren eine Renaissance. Nicht das Leben „großer Männer“, sondern das Verhältnis von Individualität und Identität zu gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen stehen dabei im Zentrum des Interesses, und der Anteil des Forschers an der Konstruktion der jeweiligen Biographie gerät stärker in den Blickpunkt. (vgl. Rauh-Kühne 2006)

Während sozialkonstruktivistische und kulturwissenschaftliche Ansätze für diese Art biographischer Forschung schon länger verwendet werden, findet die Einbeziehung von neurophysiologischen Gedächtniskonzepten erst in jüngster Zeit Beachtung. Methodische Arbeiten auf diesem Gebiet sind in den letzten Jahren von Harald Welzer (Welzer 2005) und Aleida Assmann (Assmann 2006) ausgeführt worden, sie stecken aber nach wie vor in den Kinderschuhen. Im ersten Kapitel dieser Arbeit werden daher zunächst drei Aspekte der Erinnerung separat vorgestellt, die als Forschungskategorien weitgehend etabliert sind. Wenn dabei von den „neurophysiologischen, soziokulturellen und narrativen Aspekten der Erinnerung“ die Rede ist, so deshalb, um bewusst eine Anknüpfung an Termini wie „soziales“, „kollektives“ oder „kulturelles Gedächtnis“ zu vermeiden. Diese Begriffe sind im Zuge der Konjunktur von Gedächtnisforschung in den letzten Jahren mit verschiedenen, teils divergenten Definitionen aufgeladen worden, sodass sie eher zur Verwirrung als zur konzeptionellen Klarheit beitragen.¹ Es soll demnach im ersten, methodischen Kapitel nicht um eine Begriffsgeschichte der Gedächtnisforschung verschiedener Disziplinen gehen, sondern um einen Versuch, drei Bereiche der Erinnerung anhand ausgesuchter Forschungsliteratur voneinander abzugrenzen. Diese Bereiche bieten schon für sich genommen umfangreiche analytische Möglichkeiten, aber indem sie aufeinander bezogen werden, ergeben sich neue Ansätze, um die gespaltene Erinnerung Traudl Junges schlüssig zu erklären. Die in diesem Zusammenhang von Welzer und Assmann erarbeiteten Konzepte bieten dafür wertvolle Anregungen, die in Kapitel 1.4 diskutiert werden.

Die Interpretation der autobiographischen Erzählungen von Hitlers ehemaliger Sekretärin ist Inhalt des zweiten Kapitels. Die Quellenlage ist dabei überschaubar, aber für den Zweck dieser Arbeit angemessen. Neben dem erwähnten Film „Im toten Winkel“ existiert eine Buchausgabe mit Erinnerungen Junges an ihre Zeit als Sekretä-

1 Vgl. hierzu Kansteiner 2004, 120 f: Kansteiner attestiert den unterschiedlichen Termini, die sich um die Gedächtnisforschung entwickelt haben, eine „verwirrende Vielfalt“ und spricht von „konzeptionellen Unklarheiten“, die mit der plötzlichen Popularität und der methodologischen Uneinheitlichkeit auf diesem Forschungsgebiet zusammenhängen.

rin während der NS-Zeit, die sie kurz nach dem Krieg niederschrieb, allerdings erst 2004 mit der Unterstützung und einem Nachwort der Journalistin Melissa Müller veröffentlichte. (Junge 2004) Es liegen somit zwei Dokumente vor, die das gleiche Geschehen einmal relativ zeitnah und einmal aus der Distanz von nahezu sechs Jahrzehnten beleuchten und an diesen markanten biographischen Punkten einen detaillierten Einblick in die autobiographische Gedächtnisproduktion Junges ermöglichen. Erwähnung findet Junge außerdem in einer Darstellung des amerikanischen Marinegenerals Michael A. Musmanno, der kurz nach dem Krieg zahlreiche Personen aus Hitlers Umfeld befragte, um eine „authentische Darstellung der dramatischen Ereignisse der letzten Wochen im Führerbunker der Reichskanzlei“ (Musmanno 1950, 1) zusammenzustellen.

Musmannos Darstellung erinnert in ihrem Versuch, Hitler „hautnah“ zu präsentieren, und in der präntendierten Verknüpfung von Dramatik und Authentizität an die Bernd Eichinger-Kinoproduktion „Der Untergang“, der in weiten Teilen die Erinnerungen Junges zugrunde liegen. Die Frage, wie die Erzählungen von Hitlers ehemaliger Sekretärin kulturell aufgearbeitet wurden und in welchem Verhältnis diese Aufarbeitungen zum „Original“ stehen, soll am Ende des zweiten Kapitels behandelt werden.

1. Die neurophysiologischen, soziokulturellen und narrativen Aspekte der Erinnerung

1.1 Der neurophysiologische Aspekt der Erinnerung

Neurowissenschaftler unterscheiden vier bis fünf Gedächtnissysteme, die bei der Konstruktion des autobiographischen Gedächtnisses eine Rolle spielen. (vgl. Markowitsch 2002, 187 ff.; Welzer 2004, 156-160) Diese Gedächtnissysteme sind an verschiedenen Orten des Gehirns lokalisiert und übernehmen verschiedene Funktionen. Neben automatisierten und grundlegenden Fähigkeiten wie dem Laufen oder dem Erkennen von Gesichtern sind für die autobiographische Erinnerung zwei Gedächtnissysteme von entscheidender Bedeutung:

Das Wissenssystem (auch semantisches Gedächtnis genannt) speichert formales, kontextfreies, wertneutrales und rein gegenwartsbezogenes Wissen, zum Beispiel mathematische Formeln oder geographische Kenntnisse. Es erlaubt den schnellen und komplexen Umgang mit Informationen und kann als Basis für Schlussfolgerungen dienen. Das Wissenssystem stellt damit die Arbeitsgrundlage für das episodische Gedächtnis dar. Es ist vergangenheitsorientiert und erlaubt Zeitreisen durch die subjektiv wahrgenommene Zeit von der Gegenwart in die Vergangenheit. (Tulving 2002, 6; Markowitsch 2000, 34 ff.) Es liefert damit die Voraussetzung für autobiographische Erinnerung.

Das episodische Gedächtnis ist das komplexeste und daher auch verletzlichste der oben genannten Gedächtnissysteme. Es entwickelt sich bei Kindern im Alter von etwa vier bis fünf Jahren, nachdem bereits alle anderen Gedächtnissysteme zur Aneignung prozedural-motorischer Fertigkeiten und zu einem breiten Wissen geführt haben. (Markowitsch 2000, 39) Hans J. Markowitsch hebt als wesentliche Attribute des episodischen Gedächtnisses dessen Bezug auf Zeit und Ort sowie seine „häufig affektive Natur“ hervor. (Markowitsch 2000, 33) In diesem Teil des Gehirns werden biographische Erlebnisse demnach in einen emotionalen Kontext gestellt. Welche Inhalte dabei

emotional kodiert werden, ist abhängig vom Wissenssystem. Es liefert das „Wissen der Gegenwart“ (Markowitsch 2000, 36), aus dem das episodische Gedächtnis seine Erinnerungen konstruiert. Lebensgeschichtlich wird also immer auf der Basis aktuell verfügbarer Informationen erinnert. Mit neuem Wissen kann sich daher auch die autobiographische Erinnerung wandeln, indem sie ergänzt, korrigiert oder verändert wird. Der umgekehrte Weg ist allerdings ausgeschlossen: Das Wissenssystem kann nicht vom episodischen Gedächtnis belehrt oder ergänzt werden. (vgl. Tulving 1998, 199 f.)

Auch der affektive Gehalt autobiographischer Erinnerungen verankert diese in der Gegenwart. Jede Episode aus dem Gedächtnis wird zum Zeitpunkt des Abrufens mit Emotionen versehen, wobei sich der Charakter der Emotionen im Laufe der Zeit und mit hinzu gewonnenem Wissen wandeln kann. Dass das Erinnern somit ein aktiver und dynamischer Prozess ist, hat einen zunächst paradox erscheinenden Nebeneffekt: Entgegen der landläufigen Meinung trägt häufiges Abrufen von Erinnerungen nicht zu ihrer Stabilisierung im Sinne größerer Glaubwürdigkeit bei, im Gegenteil:

Häufig wiederholte oder mehrfach gleichartig abgerufene Information verliert ihren Zeit-Orts-Kontextbezug und nimmt in Hinblick auf ihre affektive Wertigkeit ab, sie kann dann [...] zu einer weitgehend [...] faktenartigen Information mutieren. Auch durch wiederholten Abruf und entsprechende Re-Enkodierung (bei jedem Abruf) kann autobiographische Information ihren Einmaligkeitscharakter verlieren. Durch kontextmäßig und inhaltlich ähnliche Information mag eine Überlagerung und Verflachung erfolgen. Schließlich sind eine Reihe von Informationen nur vermeintlich autobiographisch (d.h. authentisch selbst-erlebt). Bei einigen hat man nur das Gefühl, die Episode in dieser Form so erlebt zu haben, hat die Information darüber aber aus zweiter Hand, d.h. über Verwandte oder durch beiläufige Gespräche dritter. (Markowitsch 2000, 43)

Plakativ formuliert: Je häufiger man eine Erinnerung abruf und je gesicherter eine autobiographische Episode erscheint, desto weniger kann man ihr trauen. Sie verliert an Authentizität durch das Erleben ähnlicher Situationen, durch Überlagerung mit „falschen“ (zum Beispiel aus verschiedenen Medien inkorporierten) Erinnerungen oder dadurch, dass der Bericht über ein vergangenes Erlebnis zur Routine wird. (vgl. Welzer 2000; Hell 1998) Diese Verformung der Erinnerung geschieht in der Regel unbewusst; es muss sich dabei also keineswegs um Verdrängung, Abwehr oder Lüge handeln. „Das Problem“, wie Harald Welzer pointiert schreibt, „könnte im Gegenteil eher darin bestehen, daß die Leute glauben, was sie sagen.“ (Welzer 2000, 59) Interessanter als die Frage, ob Erinnerungen authentisch sind, ist also jene, warum sie die Form angenommen haben, in der sie vorliegen.

Aus neurophysiologischer Perspektive betrachtet ist das Gehirn alles andere als ein statischer Speicher. Jeder Informationsabruf ist ein aufwendiger kognitiver Prozess und führt zu einer Veränderung der abgerufenen Information. Autobiographische Erzählungen sind also im wahrsten Sinne des Wortes „Vergegenwärtigungen“, deren emotionaler Gehalt und Inhalt sich mit jedem Abruf wandeln können.

1.2 Die soziokulturellen Aspekte der Erinnerung

Dass das menschliche Gedächtnis maßgeblich durch gesellschaftliche Interaktion geprägt wird, hat in umfassender Form zuerst Maurice Halbwachs in den 1920er Jahren erforscht. Seine These, dass gesellschaftliche Gruppen ihre jeweils eigene Erinnerung pflegen und untereinander kommunizieren, ist bis heute gültig. Halbwachs war sich auch bewusst, dass individuelle und kollektive Erinnerung nicht voneinander zu trennen sind, sondern zwei Seiten einer Medaille darstellen:

Es genügt in der Tat nicht zu zeigen, daß die Individuen immer gesellschaftliche Bezugsrahmen verwenden, wenn sie sich erinnern. [...] Man kann ebenso gut sagen, daß das Individuum sich erinnert, indem es sich auf den Standpunkt der Gruppe stellt, und daß das Gedächtnis der Gruppe sich verwirklicht und offenbart in den individuellen Gedächtnissen. (Halbwachs 1985, 23)

Seit Ende der 1980er Jahre kam es im Rahmen einer ausgiebigen Rezeption von Halbwachs' Werk zu einer Ausdifferenzierung der Definition vom kollektiven Gedächtnis. In diesem Zusammenhang ist besonders die von Jan Assmann eingeführte Unterscheidung zwischen „kommunikativem“ und „kulturellem Gedächtnis“ hervorzuheben. (J. Assmann 1988; ders. 1992) Diese Begriffe erlauben es, den absichtsvollen und überzeitigen (kulturellen) Charakter des kollektiven Gedächtnisses vom spontanen und erfahrungsgebundenen (kommunikativen) zu unterscheiden. Daran anknüpfend, schlug Harald Welzer 2001 den Begriff des „sozialen Gedächtnisses“ vor, der die Bereiche der Erinnerung methodisch beschreiben soll, die weder das kommunikative noch das kulturelle Gedächtnis erfassen. „Es geht also um all das“, so Welzer, „was absichtslos, nicht-intentional, Vergangenheit und Vergangenheitsdeutungen transportiert und vermittelt.“ (Welzer 2001, 12) Auch Aleida Assmann versuchte in jüngster Zeit, der „Vagheit“ des kollektiven Gedächtnisses mit einer Aufspaltung in ein „nationales“ und ein „soziales Gedächtnis“ beizukommen. (A. Assmann 2006, 60) So liegt der Fokus bei der Halbwachs-Rezeption darauf, dem „eindrucksvollen und faszinierenden, aber ziemlich unhandlichen Konzept vom kollektiven Gedächtnis“ (Welzer 2001, 12) mit Zerteilung in kleinere und klarer definierte Gedächtnisse beizukommen. Für die Zwecke dieser Arbeit soll allerdings lediglich das von Jan Assmann entwickelte Konzept vom „kulturellen Gedächtnis“ näher betrachtet werden, da es einen Bereich des kollektiven Gedächtnisses systematisch beschreibt, der bei Halbwachs lediglich angedeutet wird. Die neu eingeführten Begriffe von Welzer und Aleida Assmann dagegen betonen und vertiefen spezielle Aspekte und grenzen sie systematisch voneinander ab, was für die Zwecke dieser Arbeit nicht weiterführend ist.

Neben der Kritik an der Unbestimmtheit besteht zuweilen ein Misstrauen gegenüber dem vermeintlichem „Antiindividualismus“ (Kansteiner 2004, 120), mit dem Halbwachs das Individuum passiv und determiniert darstelle.² Dieses Misstrauen wird allerdings seiner differenzierten Sichtweise nicht gerecht. Halbwachs räumt dem

2 Hierfür exemplarisch: Bertaux 1985, 152: „Indessen braucht man [aus Halbwachs Thesen] kein Dogma zu machen: Das würde sonst dazu führen, daß man sich die Glieder der Gesellschaft als absolut passiv und von außen, durch gesellschaftliche Normen determiniert vorstellt.“ Mit ähnlichen Vorbehalten auch J. Assmann 1992, 36.

individuellen Bewusstsein durchaus einen autonomen Status ein,³ dieses Bewusstsein ist allerdings schon in frühester Kindheit in kollektive Gedächtnisrahmen eingebettet. Mit zunehmendem Alter und Wissen sowie einer reflektierteren Zuordnung zu gewissen Kollektivgedächtnissen stellt sich das Individuum nach Halbwachs dann tatsächlich immer stärker auf den Standpunkt der Gruppe, ohne allerdings vollständig von ihr determiniert zu werden. Das Verhältnis zwischen Kollektivgedächtnis und Individuum ist reziprok, nicht einseitig: Durch Kommunikation und Interaktion entwickeln Individuen ein kollektives Gedächtnis, das wiederum auf sie zurückwirkt, wie das bereits eingangs des Kapitels angeführte Zitat belegt. Halbwachs verneint Individualität nicht, er fasst sie lediglich nicht im landläufigen Sinne als Gegensatz von Kollektivität auf, sondern als spezifisches Produkt derselben: „Ein persönlicher Bewusstseinszustand enthüllt so die Komplexität der Kombination, aus der er hervorgegangen ist.“ (Halbwachs 1985, 32) Nicht Individualität sei eine Illusion, sondern die Auffassung von Individualität als Losgelöstheit von allen sozialen (und damit auch kulturellen) Bezügen: „Ebenso kann man annehmen, ein schwerer, an einer Anzahl gekreuzt gespannter Fäden in der Luft aufgehängter Gegenstand schwebt frei im Leeren.“ (Halbwachs 1985, 33)

Um zusammenzufassen, was den soziokulturellen Charakter der Erinnerung ausmacht, seien abschließend die wesentlichen Merkmale des kollektiven Gedächtnisses nach Halbwachs und ergänzend dazu jene des kulturellen Gedächtnisses nach Jan Assmann dargestellt.

Kollektive Gedächtnisse stehen in einem reziproken Verhältnis zu individuellen Gedächtnissen. Sie konstituieren sich durch Interaktion von Individuen und üben ihrerseits Einfluss auf die Bildung individueller Gedächtnisse aus. Ihre Bedeutung für das Individuum leitet sich aus der lebensweltlichen Relevanz der in dem kollektiven Gedächtnis kommunizierten Erinnerungen her. Je mehr Mitglieder ein kollektives Gedächtnis umfasst, desto geringer ist die Rolle, die es für das Gedächtnis der einzelnen Menschen spielt. Nationale Ereignisse nehmen demzufolge für die individuelle Erinnerung im Vergleich zu familiären eine marginale Rolle ein, weil sie in der Regel keinen direkten Bezug zur Biographie haben. (Halbwachs 1985, 64 ff.) Weiterhin sind kollektive Gedächtnisse zeitlich und räumlich begrenzt, das heißt, sie bilden sich an gewissen Orten zu gewissen Zeiten und lösen sich irgendwann auf. (Halbwachs 1985, 65) Solche Auflösungsprozesse vollziehen sich fließend über lange Zeiträume hinweg und sind gekennzeichnet durch stete Transformation, die den betroffenen Individuen selbst nicht bewusst wird, da kollektive Gedächtnisse eine kontinuierliche und kontingente Selbstwahrnehmung pflegen, die über Brüche und Verschiebungen innerhalb der eigenen Genese großzügig hinwegsieht. Dazu gehört auch eine gewisse Exklusivität: Wer nicht in die Gruppe passt oder ihren Blickwinkel nicht (oder nicht mehr) einnehmen kann bzw. will, ist von ihrem kollektiven Erinnerungsschatz ausgeschlossen.⁴

3 Vgl. Halbwachs 1985, 44 f.: „So gibt es offensichtlich in jedem Gedächtnisakt ein spezifisches Element, das in der Existenz eines individuellen Bewusstseins besteht, das fähig ist, sich selbst zu genügen.“

4 Halbwachs erläutert dies anschaulich am Beispiel eines Lehrers, der am kollektiven Gedächtnis seiner Klasse nur passiven Anteil hat; für die Schüler stellt die Klassengemeinschaft eine klar umrissene Erinnerungsgemeinschaft dar, für den Lehrer ist diese Klasse aber nur Teil der allgemeinen Erinnerung an seinen Schulalltag, vgl. Halbwachs 1985, 5 ff.

Im Gegensatz zum kollektiven Gedächtnis zeichnet sich das kulturelle Gedächtnis durch Alltagsferne aus, die in der Zeitentobenheit und der besonderen kulturellen Formung ihres Inhalts sichtbar wird. (J. Assmann 1988, 12 ff.) Es objektiviert sich in Texten, Riten, Denkmälern sowie in institutionalisierter Kommunikation, etwa in der Rezitation. Das kulturelle Gedächtnis wirkt auf die Gesellschaft identitätskonkret, bewahrt also in sich den Wissensvorrat, der für die Einheit und Eigenart dieser Gesellschaft essentiell ist und sie von anderen Gesellschaften scharf abgrenzt. Dieser Wissensvorrat ist rekonstruktiv, er wird aus der Perspektive der Gegenwart abgerufen und gegebenenfalls bewahrt oder verändert, auf jeden Fall aber in eine Beziehung zur aktuellen Situation gesetzt. Ihre Persistenz über lange Zeiträume hinweg sichert das kulturelle Gedächtnis über einen „kulturell institutionalisierten Erbgang“ (J. Assmann 1988, 14) durch sprachliche, bildliche und rituelle Formung. Auch die Organisiertheit durch Institutionalisierung und Spezialisierung der kulturellen Erinnerungspraxis sowie die Verbindlichkeit, die sich in einer klaren Wertperspektive und einem Relevanzgefälle offenbart, tragen zur langfristigen Erhaltung bei. Schließlich ist das kulturelle Gedächtnis reflexiv, und zwar indem es sich selbst, die alltägliche Praxis, und das Selbstbild der Gruppe reflektiert, deutet und kritisiert.

Bei dem kollektiven und dem kommunikativen Gedächtnis handelt es sich um zwei Seiten einer Medaille – beide beschreiben den gemeinschaftskonsolidierenden Charakter der Erinnerung in ihrer alltäglichen und in ihrer artifiziellen Form. Während sich kollektive Gedächtnisse über menschliche Interaktionen unbewusst formen, stabilisieren kulturelle Gedächtnisse die jeweilige Gemeinschaft absichtsvoll. Beide Gedächtnisformen legen den individuellen Erinnerungen zahlreiche Restriktionen auf, die im Normalfall aber nicht als solche wahrgenommen werden, da das Individuum damit von früher Kindheit an sozialisiert wird.

1.3 Der narrative Aspekt der Erinnerung

Erinnerungen werden nicht nur durch die Architektur des Gehirns und durch gesellschaftliche Einflüsse geprägt, sie bedürfen außerdem einer ganz bestimmten Formung, um kommunizierbar zu sein. Der Schlüsselbegriff hierfür lautet Narrativität. Schon Aristoteles untersuchte in seiner Poetik die Form der klassischen Tragödie und stellte mit den Begriffen „Anfang“, „Mitte“ und „Ende“ die „triadische Strukturbestimmung“ auf, die prinzipiell für alle Formen des Erzählbaren gültig ist.⁵ Dazu gehören hervorgehobene Anfangs- und Endpunkte. Außerdem ergeben die in der Geschichte zusammengefügte Handlungen, die sich im Rahmen einer spannungsvollen Entwicklung mit möglichen Brüchen und Umschlägen entfalten, einen Sinn. Die Erkenntnis, dass Erzählungen eine bestimmte kanonische Form haben, hat also eine lange Geschichte. Sie spielt auch für den Sozialkonstruktivismus eine zentrale Rolle, wobei sich der Fokus der Narrationsanalyse hier maßgeblich ausgeweitet hat. Im Blickpunkt stehen nicht nur Kulturprodukte, sondern menschliche Kommunikation überhaupt. Kenneth J. Gergen formulierte in diesem Zusammenhang Kriterien „für eine verständliche Erzählung in der heutigen westlichen Kultur“ (Gergen 1998, 172). Dazu zählten die Einführung eines werthaltigen Endpunktes, eine Auswahl von Er-

⁵ Ein knapper, aber präziser Überblick über die Geschichte der kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Narrativität sowie eine diesbezügliche Auseinandersetzung mit aktuellen Forschungsdebatten in Meuter 2004.

eignissen, die für den Endpunkt relevant sind, sowie die Verwendung von Begrenzungszeichen für Anfang und Ende. Diese Kriterien fänden sich innerhalb dreier elementarer Erzählformen wieder, der Stabilitäts-erzählung sowie einer progressiven und einer regressiven Erzählung. Erinnerungen (oder jede andere Form der Erzählung) bedienten sich unterschiedlicher Mischungsverhältnisse dieser Erzählformen:

Von seiner Vergangenheit zu sprechen bedeutet, sich in eine Tradition der Sprache zu stellen, für die die Regeln für das Erzählen wohlgeformter Geschichten angemessen sind. [...] Sich ‚richtig erinnern‘ heißt eine Geschichte bilden, reich ausgestattet mit all den Kennzeichen einer wohlgeformten Erzählung. (Gergen 1998, 191)

Die Kennzeichen einer wohlgeformten Erzählung unterliegen temporären und geographischen Veränderungen. Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, so Gergen, wichen Erzählungen in ihrem Aufbau (und damit zwangsläufig auch in ihrem Inhalt) voneinander ab, selbst wenn sie die gleichen Ereignisse und die gleichen Akteure beschreiben. Dies bedeute nicht, dass zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort die eine, wahre Erzählung entstehe und alle anderen darauf Bezug nehmenden Erzählungen Abweichungen darstellten. Stattdessen sei Objektivität eine gemeinschaftliche Errungenschaft der jeweils kommunizierenden Gemeinschaft:

Beschreibungssprachen geben oder spiegeln nicht wider, was der Fall ist; vielmehr dient die Sprache dazu, den Stand der Dinge zu registrieren, gebunden an alle möglichen praktischen Zwecke in einer bestimmten Gemeinschaft. Gesprächspartner gelangen dazu, Worte bestimmten Zuständen zuzuordnen, und solange man im Kreis der miteinander Übereinstimmenden verbleibt, ist es möglich, ein Gefühl der Objektivität zu erreichen. (Gergen 1998, 184)

Objektivität ist in dieser Sicht die Herstellung eines Konsenses innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft; Wahrheiten werden unter Menschen mit Hilfe der Sprache ausgehandelt. Dieses Aushandeln ist laut Gergen zentral für den Zusammenhalt von Gemeinschaften. Sobald sie nicht mehr in der Lage seien, sich verbindlich auf Wahrheiten zu einigen, brächen sie auseinander.

Eine derartige Relativierung der Möglichkeit, aus Texten wahre Erkenntnisse abzuleiten, stellt gerade Historiker vor Rechtfertigungszwänge, deren Arbeitsgrundlage Quellen und damit Erzählungen aus der Vergangenheit sind und die wiederum selbst Erzählungen konstruieren.⁶ In der Forschungspraxis hat sich allerdings mittlerweile ein gewisser Pragmatismus im Umgang mit dem konstruktivistischen Paradigma eingestellt. So weist Donald E. Polkinghorne den „extremen Skeptizismus der Postmodernen“ zurück und plädiert für einen vorsichtigen, aber konstruktiven Umgang mit überlieferten Erzählungen: „Eine brauchbarere, pragmatischere Antwort läuft darauf hinaus, ereignisbezogene Wahrheitsansprüche dann zu akzeptieren, wenn sie bei kritischer Überprüfung Zustimmung finden.“ (Polkinghorne 1998, 42) Ohnehin liegt das Hauptinteresse von Narrationsanalysen nicht in der Rekonstruktion einer

⁶ Auf diesen Punkt wies bereits 1973 Hayden White hin und löste damit eine breite Debatte über die Wissenschaftlichkeit historischer Darstellungen aus, vgl. White 1991 (im Original 1973).

möglichst objektiven Vergangenheit, sondern darin, einen Zusammenhang zwischen den Erzählungen und der realen Erfahrungswelt des Erzählers herzustellen. Dazu gehört auch die Dekonstruktion von Narrativen, die der Identitätskonsolidierung des Individuums geschuldet sind.

Solche Narrative nehmen zu unterschiedlichen Lebensphasen verschiedene Funktionen ein: Nach Dan P. McAdams lassen sich drei Entwicklungsstadien unterscheiden: Kleinkinder bildeten noch keine einheitsstiftenden Identitätserzählungen ihrer selbst, sondern sammelten Erfahrungen, aus denen sich „eine Reihe unbewußter und nichtverbaler ‚Einstellungen‘ zum Selbst, zu anderen und zur Welt“ (McAdams 1996, 46) entwickelten, mit denen Jugendliche und Erwachsene das Leben bestritten. So habe diese in der Kindheit entwickelte Grunddisposition (McAdams spricht hier vom „narrativen Ton“) noch einen Einfluss auf die stete Verfeinerung und Neubildung von Selbst-Narrativen eines erwachsenen Menschen, der bereits in der Lage ist, seinen „persönlichen Mythos“ (vgl. McAdams 1996, 96-124) zu erzählen. Im reifen Erwachsenenalter endlich schlossen Individuen ihre Biographie dann ab, wobei der eigene Lebenslauf angenommen oder abgelehnt, aber nicht weiter umstrukturiert werden könne. Wie elaboriert und flexibel biographische Narrative sind und welche Funktion sie für das Individuum einnehmen, ist also abhängig von dessen Entwicklungsstadium.⁷ Erst ab einem gewissen Lebensalter entwickelten Menschen die Fähigkeit, einen „persönlichen Mythos“ zu kreieren.

Für diese Fähigkeit, sein Leben in eine schlüssige Erzählung zu gießen, verwendet Jürgen Straub den Begriff der „narrativen Kompetenz“. (Vgl. Straub 1998, 124-142) Ein zentrales Merkmal dieser Kompetenz sei die Bildung, Präsentation und Festigung bzw. Transformation von Identität. „Erzählungen“, so Straub, „artikulieren oder thematisieren – unmittelbar oder indirekt –, wer jemand ist und sein möchte.“ (Straub 1998, 129) Dazu sei es notwendig, dass diese Erzählungen einen Kontinuität stiftenden und verbürgenden Zusammenhang für die eigene Identität bilden. Das müsse allerdings nicht heißen, dass erzählte Geschichten die Gegenwart mit der Vergangenheit versöhnen; „sie können auch auf Differenzen zwischen dem damaligen und heutigen Leben aufmerksam machen“ (Straub 1998, 129). Des Weiteren bezögen sich Identitätsnarrative immer auf ein Bezugskollektiv, dem sich Individuen zugehörig fühlen oder von dem sie sich abgrenzen möchten.

Die identitätsstiftende Erzählung ist nach Straub die komplexeste narrative Leistung, die Individuen erbringen müssen, zumal sie auch moralische Implikationen umfasse. So sei ein Mensch nicht bloß darauf angewiesen, eine kontingente und kohärente Lebenserzählung zu finden, er müsse dabei auch eine moralische Identität erreichen. Für Kenneth J. Gergen ist sie erreicht, wenn sich das Individuum als achtbar und aner kennenswert präsentieren kann, gemessen an den Standards, die den eigenen sozialen Beziehungen innewohnen:

Sich auf verständliche Weise als ein stabiles und kohärentes Individuum zu schildern (Stabilitätserzählung), das versucht, ein hervorragendes Niveau zu erreichen (progressive Erzählung), und gegen Rückschläge oder Unrecht ankämpft (regressive Erzählung), all dies heißt beispielsweise in der westlichen

7 Zur Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses insbesondere in der Kindheit vgl. Welzer 2002 sowie Nelson 2004.

Kultur, sich einem Zustand moralischer Identität zu nähern, einer ‚Anständigkeit‘ oder Rechtschaffenheit (in der Gemeinschaft) im weitesten Sinne. [...] Der moralische Status einer Person kommt durch ihre Erzählung zustande, und für das Resultat kann sie von da an verantwortlich gemacht werden. (Gergen 1998, 195)

Gerade weil die kommunizierte Autobiographie eine Art „Ausweis der Identität“ darstellt, ist der virtuose Umgang mit Selbstnarrativen für Menschen zentral. Wer diese Fähigkeit besitzt, kann die Erzählung von Selbst je nach Bezugsgruppe und Situation umstrukturieren und somit sein Identitätsgefühl stärken, wenn seine so entstehenden Autobiographien von der sozialen Umgebung bestätigt werden. Dabei ist es nicht notwendig, allen Bezugsgruppen die gleiche Geschichte zu erzählen, sondern eine, die sie akzeptieren können und die der Erzähler gleichfalls subjektiv als wahr empfindet.⁸

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Narrative die Sicht der Menschen auf die Realität prägen und sich in ihnen zugleich eine symbolisierte Realität widerspiegelt. Gemeinschaftliche Kommunikation ist stets narrativ strukturiert, für Menschen ergibt nur das Sinn (oder es erscheint ihnen „objektiv richtig“), was in Narrative gekleidet werden kann. Des Weiteren verfügen Narrative über ganz bestimmte, zeit- und regionalspezifische Strukturen, die vom Erzähler eingehalten werden müssen, damit sie von ihm selbst und seinem Umfeld akzeptiert werden können. Die Fähigkeit, eine identitätsstiftende Erzählung seiner selbst schaffen zu können, setzt eine hochentwickelte narrative Kompetenz und seitens der Rezipienten eine Akzeptanz der moralischen Integrität des Erzählers voraus.

1.4 Die Interdependenzen von neurophysiologischen, soziokulturellen und narrativen Aspekten der Erinnerung

Die Überlegung, Erinnerungen aus interdisziplinärer Perspektive zu betrachten, ist gerade für Historiker reizvoll, da sich hier neue Herangehensweisen für die Analyse von Autobiographien eröffnen. Das Bedürfnis, die neuen oder (wie im Falle von Halbwachs) auch schon älteren Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften, dem Sozialkonstruktivismus und den Kulturwissenschaften zur Gedächtnisentwicklung miteinander zu verknüpfen, schlägt sich spätestens seit den ausgehenden 1990er Jahren in Aufsätzen und Sammelbänden nieder. Wobei explizit ausformulierte methodische Ansätze zur Verknüpfung der oben genannten Disziplinen noch fehlten oder lediglich angedeutet wurden.⁹ In den letzten Jahren sind zwei Monographien erschienen, die versuchten, diese Lücke zu schließen; zum einen Harald Welzers erstmals 2002 veröffentlichtes Buch „Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung“, zum anderen Aleida Assmanns „Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik“ aus dem Jahre 2006.

⁸ Vgl. dazu auch das Kapitel „Versionen eines autobiographischen Gedächtnisses“, in: Welzer 2005, 207-222.

⁹ Einige Beispiele für Aufsätze, deren Autoren interdisziplinäre Ansätze der Gedächtnisforschung vertreten: Kettner 1998, Straub 1998 und von Plato 2000. Beispiele für einschlägige Sammelbände: Rösen 1998, Straub 1998 und Welzer 2000.

Welzer beginnt seine Erinnerungstheorie mit einer ausführlichen Erläuterung der neurophysiologischen Sicht auf das menschliche Gedächtnis, um davon ausgehend den kommunikativen, emotionalen und kulturellen Charakter von Erinnerung zu beschreiben. Er vertritt das Konzept, dass Autobiographien die Vermittlungsinstanz zwischen einer „relativen individuellen Autonomie und Selbstbewusstheit“ und der Abhängigkeit von Sozialisation und Körperlichkeit herstellen. (Welzer 2005, 222 f.) Die Autobiographie sei eine Erzählung, die alle Ebenen des Gedächtnisses einbeziehe und aus den verschiedenen Erinnerungsfragmenten eine schlüssige Gesamthandlung forme. Auf diese Weise bewältige der Mensch in der Regel unbewusst die soziokulturellen Anforderungen, die das Konzept der Identität von ihm verlange – insbesondere jene, den Anderen eine schlüssige Geschichte seiner selbst erzählen zu können. Am Wandel von biographischen Selbstdarstellungen über längere Zeiträume hinweg lassen sich daher unter anderem gesellschaftliche Veränderungen in ihrer Rückwirkung auf das Individuum nachvollziehen. Kompliziert wird die Angelegenheit dadurch, dass Menschen laut Welzer nicht bloß *eine* Lebensgeschichte ihrer selbst entwickeln: Sie präsentieren zur gleichen Zeit verschiedenen Bezugsgruppen voneinander abweichende Autobiographien. Dies zeuge keineswegs von Schizophrenie, sondern belege das Bedürfnis und die Notwendigkeit, von den unterschiedlichen sozialen Umfeldern mit ihren jeweiligen Erwartungen anerkannt zu werden.

Welzers Ansatz hat den großen Vorteil, dass er auch die Autobiographien „kleiner Leute“ für die Geschichtswissenschaft relevant macht und zwar nicht nur für die Alltagsgeschichte. Denn gesellschaftliche Entwicklungen spiegeln sich hier in der betrachteten Person, und zwar unabhängig von ihrem sozialen Status oder politischen Einfluss.

Anders als Welzer legt Aleida Assmann den Schwerpunkt nicht auf die Autobiographie als Indikator soziokultureller Einflüsse auf das Individuum. Vielmehr sucht sie nach Methoden, um die Auswirkungen historischer Traumata (insbesondere des Holocaust) auf Individuum, Kultur und Gesellschaft in ihrer „Regelmäßigkeit und Vergleichbarkeit“ (A. Assmann 2006, 15) nachzuvollziehen. Auch in der Frage nach dem Verhältnis von individueller zu kollektiver Erinnerung weicht Assmann von Welzer ab. Sie trennt die Bereiche der Erinnerung, die einer physischen Grundlage bedürfen (Individuum, soziale Gruppe), von jenen, die losgelöst von Körperlichkeit existieren (Nation, Kultur). In der Wechselwirkung dieser beiden Erinnerungsbereiche entstehen Assmann zufolge Reibungen oder eben auch Traumata, wenn die individuelle und soziale Erinnerung nicht mehr in den nationalen und kulturellen Gedächtnisrahmen passen. Im Falle der Holocaust-Aufarbeitung ließe sich die erst allmähliche Wiederangleichung der auf nationaler Ebene propagierten „Geschichtspolitik“ und der individuellen bzw. in Gruppen gepflegten „Erinnerungskultur“ in den Nachkriegsjahrzehnten feststellen. (A. Assmann 2006, 272-279)

Der von Assmann verwendete Begriff des Traumas ist im Zusammenhang mit Erinnerungskultur nicht unproblematisch, weil er sich nicht explizit auf „Opferkollektive“ bezieht. Indem auch der Mehrheitsgesellschaft in der BRD ein „Trauma der Scham“ bzw. ein „Trauma der Schuld“ (Assmann 2006, 97 f.) attestiert wird, verschiebt sich der Fokus bei der Beurteilung der Erinnerungskultur im Nachkriegsdeutschland. Im Zentrum steht nicht mehr der opportunistische und instrumentelle Charakter eines kollektiven Gedächtnisses, das vom Vergessen profitiert, sondern psychologisierende Deutungen der verzögerten Vergangenheitsaufarbeitung. Wulf

Kansteiner merkt in diesem Zusammenhang zurecht an, dass „die Verspätung öffentlicher Debatten über die Bedeutung negativ besetzter Vergangenheiten mehr mit politischen Interessen und Opportunitäten zu tun [hat] als mit der Beharrlichkeit eines Traumas oder irgendeiner ‚Emanation des kollektiven Unterbewusstens‘.“ (Kansteiner 2004, 126)

Wenngleich also Assmanns Konzept in diesem Punkt mit Einschränkungen versehen werden muss, soll in dieser Arbeit der Gedanke von der problematischen Inkongruenz zwischen individueller und politisch bzw. kulturell genormter Erinnerung aufgegriffen werden. Sie ist nach Meinung des Autors sowohl im Wandel von Junges Autobiographisierung in der Nachkriegszeit spürbar wie in der kulturellen Verarbeitung dieser Selbstbeschreibungen. Welzers Ermunterung zur Dekonstruktion von Autobiographien soll gleichfalls Beachtung finden, wenn es darum geht, die Entstehung der inkonsistenten Selbsterzählung Traudl Junges als Ergebnis ihrer Sozialisation in drei unterschiedlichen Gesellschaftssystemen nachzuvollziehen, nämlich der Weimarer Republik, dem Nationalsozialismus und der BRD.

2. Die gesplante Erinnerung Traudl Junges

2.1 Traudl Junges Biographie

Traudl Junge wurde am 16. März 1920 als Gertraud Humps in München geboren.¹⁰ Ihr Vater Max war Braumeister und Leutnant der Reserve, ihre Mutter Hildegard Generalstochter. Kurz nach der Geburt Traudls verlor Max Humps seine Stellung bei der Brauerei und schloss sich dem deutschnationalen „Freikorps Oberland“ an, mit dem er an der Erstürmung des Annaberges in Oberschlesien teilnahm. Humps gehörte später auch dem aus dem „Freikorps Oberland“ hervorgehenden „Bund Oberland“ an, der der NSDAP unterstand. Für seine Beteiligung am Hitlerputsch im November 1923 wurde er mit dem „Blutorden“ ausgezeichnet. Aus politischen und beruflichen Gründen setzte sich Humps 1925 in die Türkei ab, wo er schließlich zu einer Stelle als Braumeister gelangte. Seine Familie mitsamt seiner sich mehr und mehr von ihm abwendenden Frau ließ er in Deutschland zurück. So wuchs Traudl ab dem fünften Lebensjahr bei den Eltern ihrer Mutter auf.

Den Beginn der NS-Herrschaft erlebte die dreizehnjährige Traudl als „Signal für den Umbruch“. Während Hildegard Humps im Privatleben schlechte Erfahrungen mit dem NS-Regime gesammelt hatte, wirkte es auf die jugendliche Traudl euphorisierend. Als Fünfzehnjährige sah sie Hitler im Wagen an sich vorbeifahren und notierte: „Der Führer muss etwas ganz Großes sein.“ (Junge 2004, 23) Sie trat 1935 dem BDM bei, begeisterte sich vor allem für die Großinszenierungen und das Gefühl, Teil einer umfassenden Bewegung zu sein. Dabei unterschied Traudl ihren eigenen Angaben nach zwischen der Empfänglichkeit, die sie für die gesellschaftlichen Veränderungen in ihrem privaten Umfeld empfunden hatte, und der Abneigung gegenüber dem „übertriebenen Nazitum“, den „derben Seiten der kommunalen Parteipolitik“. (Junge 2004, 28) Von den Repressionen gegenüber der jüdischen Bevölkerung bekam sie nach eigenen Aussagen nur am Rande etwas mit. Kontakt zu Juden hatte sie unter anderem durch den gemeinsamen Tanzunterricht mit ihrer jüngeren Schwester Inge bei einer jüdischen Familie, mit deren Töchtern sie befreundet waren, die jedoch 1936 in die

¹⁰ Alle Angaben zu Junges Biographie nach Junge 2004.

USA emigrierten. Weder die Reichspogromnacht, die Brandmarkung jüdischer Geschäfte, noch die Kennzeichnung von Juden mit gelben Sternen ab September 1941 hinterließ in der Erinnerung Traudls besondere Spuren. Nur ein einziges Mal habe sie eine Frau mit einem derartigen Symbol auf der Straße gesehen, aber nicht weiter darüber nachgedacht.

1936 ging Traudl mit der mittleren Reife vom Lyceum, machte an der Handelsschule eine Ausbildung zur Sekretärin, arbeitete danach als Kontoristin und im Notariat, bis sie schließlich 1939 zu einer Fachzeitung für Schneiderhandwerk wechselte, wo sie zur stellvertretenden Chefredakteurin avancierte. In der Freizeit tanzte sie und eiferte ihrer Schwester Inge nach, die 1940 ein Engagement an der „Deutschen Tanzschule“ in Berlin erhielt. Nachdem Traudl im Sommer 1941 die Tanzprüfung bestanden hatte, wollte sie nach Berlin gehen, erhielt aber von ihrem Arbeitgeber mit Berufung auf die „kriegsbedingte Arbeitslenkung“ keine Freigabe. Entrüstet über diese Gängelung nahm sie das Angebot einer Kollegin ihrer Schwester Inge wahr, die mit dem Leiter von Hitlers Privatkanzlei, Albert Bormann, verwandt war. Bormann verschaffte ihr dort eine Stellung in der Postannahme. Ende November 1942 suchte Hitler nach einer neuen Sekretärin, die er aus dem Personal der Reichskanzlei zu rekrutieren gedachte; seine Wahl fiel im Dezember desselben Jahres auf Traudl. Sie hielt sich von diesem Zeitpunkt an bis zu Hitlers Selbstmord am 30. April 1945 im Berliner „Führerbunker“ fast durchweg in seiner Nähe auf. Neben ihrer formalen Beschäftigung als Sekretärin erhielt sie (wie die drei weiteren Sekretärinnen auch) intime und umfangreiche Einblicke in Hitlers Alltags- und Freizeitleben. Im Juni 1943 heiratete Traudl den Offizier Hans Herrmann Junge, der bereits im August des folgenden Jahres im Krieg fiel.

Nach Hitlers Tod scheiterte Traudls Versuch, von Berlin aus nach Nordwesten in die britische Zone zu fliehen. Sie geriet in russische Gefangenschaft, wurde aber dank der Protektion durch einen Armenier, der als Dolmetscher für die sowjetische Besatzungsmacht arbeitete, schon im Oktober 1945 aus der Haft entlassen. Fortan wurden ihr einfache Beschäftigungen zugeteilt, mit denen sie ihren Lebensunterhalt verdienen konnte. Im April 1946 konnte sie sich zu ihrer Familie nach München absetzen. Es folgten Jahre der gesellschaftlichen Re-Etablierung und kulturellen Begegnungen, die im direkten Gegensatz zu Traudls BDM-Sozialisation standen. Sie nahm Teil am Kabarett- und Theaterleben Münchens, konsumierte amerikanische Musik und Literatur, empfand ihr Leben als „sehr erfüllt“ (Junge 2004, 247). Zwischen 1947 und 1950 arbeitete Traudl Junge wieder als Sekretärin, u.a. für den im NS als „Halbjuden“ verfolgten Rechtsanwalt Hans Raff sowie den Journalisten und Schriftsteller Karl Ude, den Vater des derzeitigen Münchener Oberbürgermeisters Christian Ude. Junge wurde enge Freundin der Udes; über diese Beziehung wurde sie Mitglied im SPD-Kulturforum und blieb dies bis zu ihrem Lebensende.

Anfang der 1950er Jahre erhielt sie über Beziehungen eine Stelle als Sekretärin des Chefredakteurs der Illustrierten „Quick“. Hier arbeitete sie mit an einer Reportage über NS-Kriegsverbrechen – ihren Aussagen nach das erste Mal, dass ihr der wahre Charakter des Regimes bewusst wurde. Mitte der fünfziger Jahre kam dann erstmals Interesse an ihrer Person auf. Michael A. Musmanno interviewte sie für seine Dokumentation von Hitlers letzten Tagen im „Führerbunker“, für die Verfilmung dieser Schilderungen unter dem Titel „Der letzte Akt“ beriet Traudl Junge den Regisseur Georg Wilhelm Pabst.

In den 1960er Jahren nahm die Auseinandersetzung mit ihrer Biographie für Traudl Junge einen persönlicheren Charakter an; im Zuge des verschärften öffentlichen Diskurses über die Verbrechen des NS-Regimes und die Frage der Kollektivschuld begann sie ihre Rolle immer kritischer zu reflektieren – ein Prozess, der bis zu ihrem Tode anhielt. 1981 trat sie in den Ruhestand, war aber in den folgenden Jahren immer wieder gefragte Interviewpartnerin für Dokumentationen über die letzten Tage Hitlers. Traudl Junge starb am 10. Februar 2002 in München.

2.2 Zur Strukturierung der Biographie

Das bewusste Leben hat für mich erst nach dem Krieg begonnen. Das Nachdenken über das Wesentliche. Das Hinterfragen. Die Bedeutung menschlicher Beziehungen. Bis dahin habe ich alles hingenommen, wie es auf mich zukam. (Junge 2004, 250 f.)

Das auffälligste Merkmal an Junges späten autobiographischen Erinnerungen ist die Konsequenz, mit der sie sich in zwei Personen teilt: Sie spricht von der „jungen“ und der „alten“ Junge und spaltet die Erinnerungen an das „Mädel Traudl Humps“ ab von ihrer Erwachsenenbiographie. (Junge 2004, 11) Nach Angaben von Melissa Müller, Mitherausgeberin von Junges Memoiren, meldete sie sich sogar am Telefon als „die alte Junge“ (Junge 2004, 231). Ihre Erinnerungen an die Zeit vor 1945 gehörten für Traudl Junge zu einer anderen Identität als jene an die Zeit danach. Tatsächlich war das Ende des NS-Regimes der alles überragende Einschnitt in ihrer Biographie. Dennoch lässt diese sich feiner differenzieren als in eine Vorher/Nachher-Dichotomie. Bei genauer Betrachtung fallen fünf Phasen ins Auge, die jeweils neue Entwicklungen in Junges Lebensgeschichte mit sich brachten: Die erste endet mit der Einstellung als Hitlers Sekretärin im Dezember 1942, die zweite mit dem Tode Hitlers, die dritte mit der Entlassung aus amerikanischer Untersuchungshaft 1947. Der Übergang zur letzten Phase ist fließend und am schwierigsten zu verorten; er beginnt Mitte der 1960er Jahre mit der für Junge ebenso wie für die deutsche Öffentlichkeit drängender werdenden Notwendigkeit, die NS-Vergangenheit aufzuarbeiten. Man kann die Einschnitte in Junges Biographie daran anknüpfend auch mit Begriffen der Dynamik ihrer gesellschaftlichen Stellung beschreiben: „Aufstieg“ zu Hitlers Sekretärin, „Abstieg“ in russische und amerikanische Gefangenschaft, „Re-Etablierung“ in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft und schließlich „Stagnation“ in den letzten Lebensjahrzehnten bis zum Tod.

Der erste Zeitpunkt, der einen Einblick in die Gedächtnisproduktion Junges bietet, liegt in einer biographischen Senke zwischen zwei Aufstiegsphasen im Jahr 1948¹¹; nach erfolgreicher Flucht aus der sowjetischen Besatzungszone und dem Erhalt eines „Persilscheins“ begann sich ihr Leben im Umfeld ihrer Münchener Familie allmählich wieder zu konsolidieren. Junge war zu diesem Zeitpunkt Ende zwanzig. Die Niederschrift ihrer Erinnerungen stellte einen Versuch dar, die außerordentliche Lebensepisode als Sekretärin Hitlers in eine noch offene und zu gestaltende Zukunft einzuordnen. Ihre Ausführungen standen zwar unter dem schockierenden Eindruck des

¹¹ Der genaue Zeitraum der Abfassung von Junges ersten Nachkriegserinnerungen ist leider nicht dokumentiert, Junge und Müller sprechen von „den Jahren 1947/48“, in denen das Manuskript verfasst worden sei, vgl. Junge 2004, 9 bzw. 34.

physisch miterlebten Niedergangs des NS-Regimes und des damit verbundenen vorübergehenden substanziellen gesellschaftlichen Statusverlusts; Junge reflektierte ihre Rolle jedoch noch nicht unter dem Vorzeichen einer persönlichen Mitverantwortung oder gar eines Schuldbewusstseins für ihr Handeln.¹² Bei ihrem Interview mit André Heller und Otto Schmiderer war die Ausgangssituation eine andere: Junge blickte mit einem diffusen, jahrelang aufgestauten Schuldgefühl auf ihr Leben zurück. Sie erwartete von ihrer Erzählung keine orientierende Funktion mehr für die Zukunft, sondern schlicht, mit sich selbst ins Reine zu kommen. Dass ihr dies möglicherweise tatsächlich gelang, legt die Auskunft Otto Schmiderers nahe, Junge habe ihm kurz vor ihrem Tod telefonisch mitgeteilt, die Geschichte und das Leben hätten sie jetzt losgelassen und sie begännen, sich zu verzeihen. (Nord 2002, 15)

Bei der Analyse von Junges Selbstdarstellung sind diese unterschiedlichen Ausgangslagen, Motivationen und auch ihre sich fortentwickelnde „narrative Kompetenz“ zu berücksichtigen: Die alte Junge hatte ihre Geschichte unzählige Male mental durchlebt und vorgetragen, sodass sie ihren Gesprächspartnern als „begnadete Erzählerin“ (Nord 2002, 15) gegenüberreten konnte.

2.3 Analyse von Traudl Junges autobiographischen Erzählungen

2.3.1 Vorbemerkung zur Edition von Junges Erinnerungen

Weder Junges Manuskript aus dem Jahr 1948 noch das gesamte Filmmaterial (veröffentlicht wurden 90 Minuten aus insgesamt siebenstündigen Interviewaufnahmen) von André Heller und Otto Schmiderer standen dem Autor für diese Arbeit zur Verfügung. Das hat den Nachteil, dass möglicherweise aufschlussreiche Interviewsequenzen oder Streichungen bzw. Randbemerkungen im Manuskript nicht berücksichtigt werden konnten – also Material, das potenziell Rückschlüsse auf Aspekte von Junges Biographie hätte geben können, die in den veröffentlichten Quellen zu kurz kommen oder gänzlich vernachlässigt werden. Andererseits bieten die vorliegenden editierten Quellen einen für den Rahmen dieses Aufsatzes angemessenen, stichprobenartigen Einblick in die autobiographische Selbstinszenierung und Fremdotszenierung Junges.

Was die Gestaltung der beiden hier behandelten veröffentlichten Junge-Quellen betrifft, fallen zunächst Unterschiede ins Auge: Bei der von Melissa Müller herausgegebenen Buchausgabe von Junges Erinnerungen handelt es sich um eine sorgsam kommentierte und mit zahlreichen Fußnoten versehene Rekonstruktion von Junges Leben. Dabei werden die umfassenden Aufzeichnungen aus den Jahren 1947/48 über ihre Arbeit als Hitlers Sekretärin umrahmt von biographischen Ergänzungen zur Vor- und Nachkriegszeit, die Müller in Gesprächen mit Junge recherchierte und in knapp gehaltener Erzählform darstellt. Im Gegensatz dazu inszenieren Heller und Schmiderer ihr Interview mit Junge bewusst sparsam: kein künstliches Licht, keine Einblendungen von dokumentarischen oder nachgestellten Szenen, keine Musik, keine Kamerafahrten, dafür teilweise minutenlange ungeschnittene Sequenzen. Kommentiert wird das Gezeigte – wie in der Einleitung beschrieben – nur selten und von Junge selbst.

¹² Vgl. dazu Junges Anmerkung zur Niederschrift des Manuskripts: „Das war zu einer Zeit, als ‚wir alle‘ nach vorne schauten und das Erlebte – übrigens erstaunlich erfolgreich – verharmlosten und verdrängten.“ (Junge 2004, 9)

Zuletzt ist der Umstand zu erwähnen, dass Melissa Müller Junges Manuskript an Heller schickte und damit die Entstehung des gefilmten Interviews initiierte. Es entstand im engen zeitlichen Umfeld der Herausgabe von Junges Memoiren. (vgl. Junge 2004, 11)

2.3.2 Inhaltlicher Aufbau

Junge schrieb für die Veröffentlichung ihrer Hitler-Erinnerungen ein Vorwort, in dem sie die Veröffentlichung ihrer Memoiren als „Versöhnungsversuch“ (Junge 2004, 9) mit sich selbst deklariert. Obgleich sie darauf insistiert, dass sie weder an einer Rechtfertigung noch an einer Selbstanklage interessiert sei, findet sich in dem Vorwort doch ein sehr deutlich formuliertes Schuldbekenntnis (siehe Kapitel 2.3.3.2).

Es folgen Hinweisen auf die Entstehung des Buches und schließlich eine Art Gebrauchsanweisung: Das Buch solle zugleich aus Insiderperspektive über die NS-Zeit aufklären und den Leser moralisch läutern, indem er am Beispiel Junges erkenne, dass der Mensch sich wandeln könne. Im Originalmanuskript von 1948 gibt es kein eigentliches Vorwort – Junge leitet ihre Ausführungen lediglich mit dem kurzen Hinweis darauf ein, ständig nach Hitler gefragt worden zu sein und danach, wie sie in seine Nähe gekommen sei. Es folgt nach einer knappen Schilderung der Ausgangslage, in der sie als 21-Jährige zum Vorsprechen bei Hitler gelangte, eine 180 Seiten lange, streng chronologische Darstellung ihrer Zeit als Hitlers Sekretärin.

Auch das Interview beginnt mit Schuldzuweisungen; anders als im Buch verteilt Junge hier die Last allerdings auf mehrere Schultern (siehe Abschnitt 2.3.3.1). Bei der Schilderung ihrer Biographie wird die Chronologie gelegentlich mit Exkursen durchbrochen, in denen sie zu bestimmten Fragen Stellung bezieht, etwa zu dem Verhältnis Hitlers zu Frauen oder dazu, ob Hitler seine antisemitische Haltung explizit geäußert habe. Als zusätzliche Erzählvariante tritt selten die sich selbst beobachtende und kommentierende Junge hinzu, die zum Schluss des Interviews mit Bezug auf Sophie Scholl über sich selbst richtet, dass es keine Entschuldigung sei, jung gewesen zu sein, sondern sie „auch hätte vielleicht Dinge erfahren können“ (Heller 2004).

2.3.3 Exemplarischer Vergleich narrativer Topoi

2.3.3.1 „... wie die Jungfrau zum Kind“

Eigentlich bin ich zu Hitler gekommen wie die Jungfrau zum Kind, durch Zufall und Leichtsinn, muss ich sagen. Ich hab' als junges Mädchen eigentlich überhaupt keine präzisen Wünsche und Vorstellungen gehabt, wie mein Leben verwirklicht wird, was ich werden will. (Heller 2004)

Diese Jungfräulichkeitsmetapher, in der Junge als vollkommen passiv und unschuldig erscheint, ist ein in verschiedenen Variationen wiederkehrendes und elaboriertes Motiv des Interviews. Es deutet sich bereits in ihrem Manuskript von 1948 an, wobei der Modus der Passivität darin gelegentlich durchbrochen wird und sich zeigt, dass nicht nur Zufall, Leichtsinn oder fremde Gewalten Junge steuerten, sondern auch ihr Ehrgeiz und ihre Abenteuerlust:

[...Ich] bin auch nicht aufgrund meiner hervorragenden Verdienste um den Nationalsozialismus oder meiner niedrigen Parteimitgliedsnummer seine Sek-

retärin geworden. Es geschah mehr oder weniger durch einen Zufall. Ich wäre wohl nie Hitlers Sekretärin geworden, wenn ich nicht den Wunsch gehabt hätte, Tänzerin zu werden. (Junge 2004, 35)

Immerhin schien Junge also doch die präzise Vorstellung gehabt zu haben, Tänzerin werden zu wollen. Die Verknüpfung zwischen diesen Ambitionen und ihrer Arbeit bei Hitler erläutert Junge im weiteren Verlauf damit, dass sie nach erfolgreicher Tanzprüfung 1941 keine Freigabe von ihrem Arbeitgeber erhielt:

[M]ein ganzer verzweifelter Hass richtete sich gegen meine Firma und meinen Chef, den ich mit dem entsetzlichen Vorwurf belastete, aus Egoismus mein Leben verpatzt zu haben, weil er meine Kündigung nicht angenommen hatte. [...] Ich wollte ihn keinesfalls mehr länger sehen und diese Firma aus Trotz um jeden Preis verlassen. Und so kam die Lawine ins Rollen, die mich dann 1945 in Berlin fast begraben hätte. (Heller 2004)

Diese Passage muss erstaunen, wenn man an Junges Selbstbeschreibung als naive Jungfrau denkt. Hier tritt sie als 21-jährige Frau selbstbewusst und offensichtlich mit ehrgeizigen Karriereplänen ihrem Vorgesetzten entgegen. Sogleich folgt allerdings die Metapher der Lawine, mit der sich Junge wiederum in die passive Rolle rückt. Diese Passivität kennzeichnet auch die Schilderung ihrer kurz darauf folgenden Verpflichtung zur Sekretärin des Leiters von Hitlers Privatkanzlei, Albert Bormann. Eine Kollegin ihrer an der Deutschen Tanzbühne in Berlin engagierten Schwester „war verwandt mit Albert Bormann und durch ihn bekam ich eines schönen Tages ein Angebot in die Kanzlei des Führers nach Berlin“. (Junge 2004, 37) Das ist nicht nur recht lapidar und beiläufig formuliert, es fehlt auch eine Information, die diesen Vorgang plausibel erscheinen lässt, was Junge selbst bemerkt: „Ich fragte mich manchmal, warum man eigens eine Sekretärin aus München geholt und sogar dienstverpflichtet hatte.“ (Junge 2004, 37) Im Interview von 2002 beantwortet Junge diese Frage selbst:

Ich hab' auch irgendwo so d'runter gelitten, dass ich als die Ältere immer noch zu Hause war und meine junge Schwester ist schon da in der weiten Welt. Und da hat die den Vorschlag gemacht: ‚Weißt du was, wir fragen den Albert Bormann, ob er dich nicht dienstverpflichten kann nach Berlin.‘ Und ich hab g'sagt: ‚Naja...‘, also ohne zu ahnen, was das für Folgerungen hat. (Heller 2004)

Junge schildert hier die Vorgeschichte ihrer Verpflichtung nach Berlin etwas anders als in ihrem Manuskript. Der „Hass“ auf ihren kündigungsunwilligen Chef wird nicht mehr direkt thematisiert, es tritt dafür die beneidete und tatkräftige Schwester in den Vordergrund, der sie ihr Leid geklagt habe und welche daraufhin als Vermittlerin aktiv geworden sei.

Es ist bemerkenswert, dass Junge sich mehr als 60 Jahre nach den eigentlichen Ereignissen präziser an die Vorgeschichte ihrer Bekanntschaft mit Hitler zu erinnern glaubte als Ende der 1940er Jahre. Es liegt nahe, dass sie die „Lücke“ in ihrem Manuskript in den dazwischenliegenden Jahrzehnten rekonstruiert hatte, möglicherweise

auch in Gesprächen mit ihrer Schwester. Es stellt sich jedoch die Frage, warum Junge nicht schon 1948 dazu in der Lage war, dieses für ihren weiteren Lebenslauf so bedeutsame Detail zu erinnern, bzw. nicht willens war, es in ihre Memoiren einfließen zu lassen.

Im Vergleich zwischen Manuskript und Interview zeigt sich auch an anderen Stellen, dass die alte Junge das kurz nach dem Krieg entstehende Motiv der Passivität ausgebaut hat und in der Lage ist, es in gängigen Metaphern zu symbolisieren und nahtlos in ihre Lebensgeschichte einfließen zu lassen. Während man in der Erzählung der jungen Junge noch auf einige Widersprüchlichkeiten bezüglich des Eigenanteils an ihrem Schicksal stößt, erscheint diese Narration im Interview als geglättet. Stellenweise lässt sich dieser Prozess Wort für Wort nachverfolgen, wie folgende Gegenüberstellung zeigt. Im Manuskript findet sich folgende Passage, die sich auf die Zeit unmittelbar vor dem Tod Hitlers bezieht:

Aber diese verkrampfte, drückende Atmosphäre des Bunkers hat Gewalt über mich. Der Führer, jetzt ein gebrochener, greiser Mann, hat immer noch die Fäden unsichtbar in der Hand. Seine Gegenwart genügt, um jede echte Regung, jedes natürliche Gefühl zu ersticken. (Junge 2004, 191)

Was Hitlers Pläne zum Selbstmord betrifft, stellt Junge nach Darstellung von dessen Beweggründen schlicht fest: „Er hat Recht.“ (Junge 2004, 197) Zur Reaktion auf seinen Tod schreibt sie dann allerdings:

Plötzlich fühle ich etwas wie Hass und ohnmächtige Wut gegen den Führer in mir aufsteigen. Ich bin selbst erstaunt darüber, denn ich wusste doch, dass er uns verlassen würde. Aber diese Leere und Ratlosigkeit, in der er uns zurückgelassen hat. Nun ist er einfach weggegangen und mit ihm ist auch der hypnotische Zwang verschwunden, unter dem wir gelebt haben. (Junge 2004, 207)

Im Interview finden sich die obigen Passagen, die über einen knapp 20 Seiten langen Text verteilt sind, in synthetisierter Form wieder:

Wissen Sie, ich hab' einen Hass empfunden gegen Hitler, weil er auf einmal uns so im Stich ge... Einen ganz persönlichen Hass. Weil er einfach abgehauen ist und uns in dieser Mausefalle hat sitzen lassen. Und die anderen Menschen, die da noch 'rumhingen, waren plötzlich wie schlaffe Marionetten, die der Spieler losgelassen hat, und wir hatten alle kein Eigenleben. (Heller 2004)

Aus dem Mann mit den unsichtbaren Fäden ist ein Marionettenspieler geworden, und der Bunker ist nun eine Mausefalle. Junges späte Erzählung ist metaphernreicher, pointierter, Widersprüchlichkeiten und Differenzierungen sind geglättet; sie ist – mit Gerger gesprochen – „wohlgeformter“.

Angesichts einer derart ausgeformten und eingeübten Erzählung überrascht es auf den ersten Blick, dass Junge bei der Zuweisung von Schuld und Verantwortung für ihre Naivität im Umgang mit Hitler im Interview die Last scheinbar willkürlich verteilt. Sie spricht von einer „Gewaltmaschinerie“, die von den Deutschen organisiert worden sei, von Hitler, der das Gewissen der Deutschen manipuliert habe, und von

dem „kindischen jungen Ding“, also ihrem jugendlichen Alter Ego, dem sie böse sein müsse. (Heller 2004) Auf geradezu verwirrende Weise vermischen sich zu Beginn Selbstbeschuldigungen und Rechtfertigungen. Der Versuch, Verantwortung zu übernehmen, wechselt beständig mit Entschuldigungen und Relativierungen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass sich auch hier die Narrative in Junges passive Selbstdarstellung fügen. Die „Gewaltmaschinerie“, Hitler, und das „kindische junge Ding“ funktionieren synonym zu den an anderer Stelle verwendeten Metaphern der „Mausefalle“, des „Puppenspielers“ und der „Jungfrau“. In dieser Konstellation von Zwang, charismatischer Aktivität und hypnotischer Passivität entspinnt sich die Geschichte von Hitlers Sekretärin. Als mit Zusatzwissen reich ausgestattete Erzählerin tritt die „alte Junge“ in Erscheinung, die das Geschehen aus der Entfernung kommentiert, kritische Zwischenfragen stellt und ihre jüngere Doppelgängerin tadeln kann.

2.3.3.2 „Aber ich hab‘ noch nicht den Zusammenhang hergestellt mit meiner eigenen Vergangenheit“

Im Interview mit André Heller und Otto Schmiderer lässt sich nachvollziehen, wie sich Junge die Abspaltung ihres alten Ichs von dem jüngeren biographisch erklärt:

In dieser ersten Zeit, da war komischerweise die Vergangenheit gar kein Thema. Es ist auch in der öffentlichen Diskussion keins gewesen. Es gab auch noch nicht die Bücher. Es gab auch in der politischen Diskussion noch nicht die Vergangenheitsbewältigung. Selbst der Nürnberger Prozess hat nicht diese Wirkung ausgelöst wie dann später in den 60er Jahren. Ich weiß nicht, warum, aber da ist plötzlich die ganze Literatur und auch die Stimmen laut geworden. Da ist der „SS-Staat“, da kamen das Tagebuch der Anne Frank und es kamen auch noch Menschen, die überlebt haben und auch dagegen waren; es kamen auch die Gegner zu Wort. Und vor allem, was mich also ganz entscheidend beeindruckt hat, war ja, dass die Welt nach dem Krieg plötzlich ganz anders war, als Hitler sie geschildert oder prophezeit hatte. Es war ja plötzlich ein Geist der Freiheit da. [...] Ich hab‘ plötzlich gesehen, dass das alles nicht stimmte. [Schnitt] So hab‘ ich eigentlich in der ersten Zeit gar nicht d‘ran gedacht, meine Vergangenheit zu bewältigen. Natürlich hab‘ ich diese Schrecknisse durch die Nürnberger Prozesse, diese sechs Millionen Juden, und andersgläu..., oder andersrassischen Menschen, die umgekommen sind, als eine ganz erschütternde, fürchterliche Tatsache empfunden. Aber ich hab‘ noch nicht den Zusammenhang hergestellt mit meiner eigenen Vergangenheit. Ich hab‘ mich noch damit zufriedengegeben, dass ich persönlich keine Schuld hatte und auch davon nichts gewusst hab‘ – von diesem Ausmaß hab‘ ich nicht gewusst. Aber eines Tages bin ich an der Gedenktafel vorbeigegangen, die für die Sophie Scholl an der Franz-Joseph-Straße befestigt war. Und da hab ich gesehen, dass sie mein Jahrgang war und dass sie in dem Jahr, als ich zu Hitler kam, hingerichtet wurde. Und in dem Moment hab‘ ich eigentlich gespürt, dass das keine Entschuldigung ist, jung zu sein, sondern dass man auch hätte vielleicht Dinge erfahren können. (Heller 2004)

Auffällig an diesem Abschnitt ist auf inhaltlicher Ebene zunächst die Art, in der Junge ihre individuelle Vergangenheitsbewältigung mit der kollektiven bundesrepublikani-

schen verknüpft. Weil die NS-Zeit kein öffentliches Thema war, war es auch für Junge keins, selbst wenn ihre persönliche Erfahrung mit dem neuen „Geist der Freiheit“ dem durch Hitler vermittelten Weltbild diametral widersprach. Junge nahm die Informationen über die Verbrechen, die während ihrer Zeit als Hitlers Sekretärin vor sich gingen, durchaus wahr, ohne sie in einen Zusammenhang mit ihrer Biographie zu bringen. Darauf deutet auch die Fehldatierung der Literaturbeispiele hin, die nach Junges Einschätzung die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in der BRD einleiteten. Sowohl Eugen Kogons „SS-Staat“ (1946) als auch Anne Franks Tagebuch (1950) erschienen in Deutschland weit vor den 1960er Jahren, selbst die Hollywood-Verfilmung von Anne Franks Tagebuch war bereits im August 1959 in deutschen Kinos zu sehen. Für Junge bekamen diese Bücher jedoch erst dann Relevanz, als sie die Erfahrung machte, dass auch ihre Rolle während der NS-Zeit problematisch gewesen sein könnte. Die Begegnung mit der Sophie-Scholl-Gedenktafel diente Junge hierbei als biographisches Schlüsselerlebnis, an dem sie den Wandel ihrer ganz persönlichen Erinnerungskultur festmachte. Für das Erlebnis erwähnte sie kein genaues Datum, es ist aber vielsagend, dass jene Gedenktafel 1968 in der Franz-Joseph-Straße angebracht wurde, also in dem Jahr, das auch für die westdeutsche Erinnerungskultur als Wendepunkt gilt.¹³ Die von Junge gezogene Parallele zwischen der eigenen und der gesamtgesellschaftlichen Bewusstseinsbildung wird im obigen Zitat auch daran augenfällig, dass sie zweimal die fast identischen Narrative von anfänglicher Verdrängung und späterer Bewusstwerdung zunächst in allgemeiner, dann in personifizierter Form vorträgt. Kollektives und individuelles Gedächtnis erscheinen so untrennbar miteinander verzahnt.

Der Gestus, in dem Junge ihre Wandlungsgeschichte darstellt, weicht von ihrer sonstigen Erzählhaltung auf bemerkenswerte Art und Weise ab. Während sie Episoden aus ihrer Tätigkeit bei Hitler in der Regel ruhig, sprachlich souverän und stilistisch ausgefeilt darbietet, wirkt sie hier unsicher, baut grammatische Fehler ein und sucht nach korrekten Ausdrücken. Das zeugt davon, dass hier eine Erinnerung formuliert wird, die noch nicht ständig reproduziert worden ist und somit auch nicht rhetorisch ausgefeilt vorgetragen werden kann. Wie ungefestigt diese Erzählung ist, zeigen auch die ungenaue Verwendung von grammatischen Zeiten und die teilweise im Passiv formulierten Ereignisse. So spricht Junge im Perfekt davon, den Zusammenhang zwischen den Verbrechen der Vergangenheit und der eigenen Biographie noch nicht hergestellt zu haben. Zugleich erzählt sie, sie habe bereits in den 1960er Jahren gespürt, dass es diesen Zusammenhang offensichtlich doch gibt. Es überlagern sich hier auf der gleichen Zeitebene Ignoranz und Erkenntnis, doch dieser vermeintliche Widerspruch erscheint für Junges Biographie sehr plausibel. Weil weder die Unschuld-narration der frühen Nachkriegszeit (Ignoranz) noch die spätere Läuterung (Erkenntnis) zur abgeschlossenen Vergangenheit zählen, überlagern sich beide Erinnerungsfiguren in der Person Junges und veranlassen ihre Spaltung in eine junge und eine alte Identität, wobei Letztere die moralisch und intellektuell überlegene ist und vergeblich darum bemüht ist, sich von der jüngeren zu distanzieren. Das äußert sich dann in Formulierungen wie dieser: „Ich hab das Gefühl, dass ich diesem Kind, diesem kindischen jungen Ding, böse sein muss oder dass ich ihm nicht verzeihen kann.“ (Heller 2004)

13 Zum Datum der Errichtung der Sophie-Scholl-Gedenktafel vgl. Pfoertner 2005, 33.

An dieser Stelle können wir auf das eingangs zitierte Unbehagen zurückkommen, das Junge über ihre naive Darstellung von Banalitäten aus Hitlers Alltag äußert. Denn die Gegenüberstellung der erzählenden mit der sich selbst kommentierenden Junge macht ihre Identitätsspaltung visuell erfahrbar. Auf der einen Seite sitzt die fast entspannt wirkende, geübte Erzählerin, auf der anderen Seite die von starken Gefühlsregungen gekennzeichnete Beobachterin, die gelegentlich eingreifen muss, weil die erzählende Junge Episoden erinnert, die die beobachtende Junge zwar nicht als „falsch“ empfindet, die aber mit ihrem inzwischen angeeigneten Weltwissen und der gegenwärtigen kollektiven Erinnerung nicht kompatibel sind. Wieso aber bremst sich Junge nicht schon im Prozess des Erzählens? Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass alle Merkmale des Erzählgestus, den Junge über weite Strecken zeigt – die gemäßigte Emotionalität, der geschliffene Stil, die metaphernreiche Sprache – auf den eingeübten und verfestigten Charakter der derart vorgetragenen Erinnerungen verweist. Damit weisen sie genau die Eigenschaften auf, die Hans J. Markowitsch „faktenartigen Informationen“ (siehe Kapitel 1.1) zuschreibt. Solche Informationen ordnet die Gedächtnisforschung nicht dem Prozess des autobiographischen Erinnerns zu, sondern dem „impliziten Gedächtnis“, das normalerweise automatisierte Vorgänge übernimmt wie das Sprechen oder Gehen. (vgl. Welzer 2005, 49f.) „Hier geht es um etwas Erlerntes“, so Harald Welzer, „das wir ‚wider besseren Wissens‘ anwenden, und wir können uns kaum erklären, wo es herkommt, dieses Verhalten, das wir selbst als etwas Fremdes empfinden.“ (Welzer 2005, 49) So reproduziert auch Junge während des Interviews größtenteils Narrative, die sie seit ihrer Zeit bei Hitler immer wieder einstudiert und präsentiert hat und die deswegen wie ein auswendig gelerntes Klavierstück mühelos und unterhaltsam daherkommen, ohne dass sie sich bewusst wird, wie das Erzählte im Verhältnis zu ihr selbst steht. Die Bewusstwerdung wird erst dadurch möglich, dass Junge sich selbst von außen betrachten kann. Ihr fällt dann auf, dass der Hitler, von dem sie seit Jahrzehnten erzählt, nicht der ist, den sie inzwischen kennt. Sie empfindet Scham dafür, ihn so darzustellen, wie sie es tut, weil sie weiß, dass ihre damalige Perspektive verzerrt war; aber auch, weil ihr bewusst ist, dass Geschichten über einen „liebenswürdigen Hitler“ nicht in ihre Gegenwartsgesellschaft gehören.

Sie passen zu diesem Zeitpunkt aber auch längst nicht mehr in Junges eigene Biographie. Sie erlebte seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges eine geradezu beispielhafte BRD-Sozialisation, die in vielen Aspekten eine regelrechte Kehrtwende zu ihrer NS-Karriere darstellte, die jedoch für ihr biographisches Selbstverständnis zunächst noch keinen radikalen Bruch bedeutete. Weder musste sich Traudl Junge für ihre Nähe zu Hitler rechtfertigen noch wurde sie dafür ernsthaft zur Rechenschaft gezogen – sie profitierte dabei von der gesamtgesellschaftlichen Verdrängung der unmittelbaren Vergangenheit. Gleichwohl entwickelte sie allmählich ein Bewusstsein für die Problematik ihrer bisherigen Biographie, was sich etwa in der Aussage gegenüber Michael M. Musmanno im Jahre 1949 äußerte, sie fühle, seit sie mit ihm gesprochen habe, ein „gewisses Maß an Verantwortung, eben weil ich für ihn gearbeitet habe, ganz gleich, wie mechanisch die Tätigkeit auch gewesen sein mag“. (Musmanno 1950, 405) Diese Bemerkung widerspricht der Behauptung Junges, sie habe sich in der ersten Zeit nach dem Krieg nicht mit ihrer Vergangenheit befasst. Ihre Bewusstwerdung erfolgte also entgegen ihrer Darstellung keineswegs schlagartig, sondern über einen langen Zeitraum hinweg. Die Erzählung von der Begegnung mit der Sophie-Scholl-Gedenktafel markierte daher zwar in Junges Erinnerung, aber nicht de

facto den Beginn ihrer persönlichen Vergangenheitsaufarbeitung. Der Grund, warum sie diesem Ereignis eine zentrale Bedeutung zumaß, hat mit dem in den sechziger Jahren drängender werdenden Rechtfertigungszwang der Gesellschaft gegenüber zu tun, welcher mit der intensivierten öffentlichen Beschäftigung mit der NS-Zeit einherging und der letztendlich zur Aufspaltung ihrer biographischen Identität führte. Dass Junge darunter physisch und psychisch litt, legen nicht nur ihre zahlreichen Krankheiten in den letzten Lebensjahrzehnten nahe,¹⁴ sondern eben auch die sichtbare Scham, die sie für ihre automatisierte Wiedergabe unzeitgemäßer Betrachtungen empfand. Der hierfür von Aleida Assmann vorgeschlagene Begriff des „Traumas der Scham“ (Assmann 2006, 97) verfehlt dabei allerdings den Kern der Sache. Denn die nähere Definition als „schockartige Konfrontation mit einem entgegengesetzten Wertehorizont und das Öffentlichmachen von Verbrechen“ unterstellt den betroffenen Akteuren eine übertriebene Naivität. (Assmann 2006, 97) Die Verschmelzung des nachträglich erworbenen Wissens über das Unrechtsregime mit der eigenen Biographie als Anpassungsleistung an die gewandelten Anforderungen der bundesrepublikanischen Erinnerungskultur erfolgte bei Junge nicht schockartig, sondern in einem langsamen, schmerzhaften Prozess. Er setzte nach Kriegsende unbewusst durch das Leben in einem veränderten sozialen Umfeld ein, erreichte in den 1960er Jahren den Status bewusster Selbstreflexion und war bis zu Junges Tod nicht abgeschlossen. Die Aktivierung von eingeschliffenen Rechtfertigungsmustern in der Dialogsituation des Interviews bedeutete dabei einen Rückschritt in der autobiographischen Selbstwahrnehmung. Im Vorwort von Junges Autobiographie findet sich noch ein klar formuliertes Eingeständnis ihres Anteils an der NS-Karriere:

Ich habe gelernt dazu zu stehen, dass ich 1942, 22 Jahre jung und abenteuerlustig, von Adolf Hitler fasziniert war, dass er ein angenehmer Chef und väterlicher Freund war, dass ich die warnende Stimme in mir, die ich durchaus vernahm, absichtlich überhörte und die Zeit bei und mit ihm fast bis zum bitteren Ende genoss. Nach den Enthüllungen über die Verbrechen dieses Mannes werde ich bis zu meiner letzten Stunde mit dem Gefühl der Mitschuld leben. (Junge 2004, 10)

Diese eindeutig selbstkritische Haltung ist im Interview nur noch selten zu spüren, was sicher auch damit zu tun hat, dass Heller und Schmiederer Wert darauf legten, dass Junge ihre Erzählungen frei entfalten konnte. Kritische Fragen nach ihrer aktiven Rolle hätten Junge zur Reflexion gezwungen und möglicherweise weniger eingeübte und damit aussagekräftigere Erinnerungen ans Tageslicht gebracht.

2.4 Die vermeintliche Authentizität von Junges Erinnerungen und deren mediale Inszenierung

Die Bilder [meiner Erinnerung] sind jeder Unterrichtung unzugänglich. Alles, was ich inzwischen erfahren habe, hat diese Bilder nicht verändert. [...] Das erworbene Wissen über die mordende Diktatur ist eins, meine Erinnerung ist ein anderes. Allerdings nur so lange, als ich diese Erinnerung für mich behal-

¹⁴ Vgl. zu Junges Krankheitsgeschichte der letzten Lebensjahrzehnte Junge 2004, 261; dazu auch Minkmar 2004.

te. Sobald ich jemanden daran teilhaben lassen möchte, merke ich, daß ich die Unschuld der Erinnerung nicht vermitteln kann. Ich müßte also reden, wie man heute über diese Zeit redet. [...] Einer mehr, der über damals redet, als sei er damals schon der Heutige gewesen. [...] Die meisten Darstellungen der Vergangenheit sind deshalb Auskünfte über die Gegenwart. (Walser 1989, 76-78)

Dieses Zitat stammt nicht von Traudl Junge, sondern vom sieben Jahre später geborenen Martin Walser. Der Schriftsteller stellt darin seine vermeintlich unveränderten Erinnerungen denjenigen gegenüber, die den normativen Anforderungen der Gegenwart geschuldet sind, und errichtet so einen Gegensatz zwischen authentischem und angepasstem Gedächtnis. Auch Junge empfand diese Dichotomie, aber nicht als Zensur, sondern als Herausforderung; als Lebensmotiv gab sie an, nicht ihre Biographie, aber sich selbst ändern zu können. (Junge 2004, 11)

Die Unterscheidung zwischen echter und erlaubter Erinnerung, die hier von Walser postuliert wird, ist nach den neueren Erkenntnissen der Gedächtnisforschung eine Selbsttäuschung. Die Annahme, Bilder der Vergangenheit könnten im eigenen Gedächtnis hermetisch konserviert und vor Manipulation durch neues Wissen geschützt werden, ist falsch. Walser kann die „Unschuld“ seiner Erinnerungen nicht vermitteln, weil er „gelernt“ hat, dass sie nicht unschuldig sind. Kommunizierbar wären solche Erinnerungen – wenn es sie denn gäbe – zudem nur in Kollektivgedächtnissen, die einen unbefangenen und ignoranten Umgang mit der NS-Zeit pflegen. Allerdings findet Walsers Auffassung von Authentizität als unangetastete Erinnerung ihren Widerhall in der medialen Aufbereitung und Vermarktung von Junges Erinnerungen.

In dem Film „Der Untergang“ verwendet Regisseur Oliver Hirschbiegel Traudl Junge gewissermaßen als Kronzeugin für die Echtheit des Gezeigten, indem er kurze Ausschnitte aus dem Heller/Schmiderer-Interview vor und hinter die eigentliche Filmhandlung stellt. Im ersten Ausschnitt wird Junges Aussage zitiert, dem „kindischen jungen Ding böse sein“ zu müssen, im zweiten ist zu sehen, wie sie von ihrem Erweckungserlebnis an der Sophie-Scholl-Gedenktafel erzählt. Dazwischen spielt sich die filmische Handlung ab, die sich in vielen Passagen fast wortgetreu an jene Erzählungen Junge hält, die sie selbst als problematisch und unpassend empfand.¹⁵ Dabei ist es nicht verwunderlich, dass gerade diese automatisierten, wohlgeformten Erzählungen aus ihrem Repertoire den Weg ins Drehbuch fanden, da sie ja in jahrzehntelanger Repetition ausgefeilt und dramaturgisch zugespitzt wurden. Wo Junge daran jedoch Unbehagen anmeldet, weidet sich „Der Untergang“ in der Inszenierung des lebensnahen, banalen Hitlers. Welches Geschichtsbild dabei wirksam wird, zeigt sich daran, dass Produzent Bernd Eichinger fast wörtlich die Metaphern der jungen Junge übernimmt, wenn er Hitler als „Magier“ und das Geschehen im Bunker als „Kasperletheater“ bezeichnet. (vgl. Fest 2004, 457 f.) Weil er offenbar Walsers Definition der unverfälschten Erinnerung teilt, erscheinen ihm Junges Schilderungen des privaten Hitlers als ungefiltertes Abbild der wahren Geschichte. Sein Film, so Eichinger, sei „authentischer als alle vorherigen“. (vgl. Fest 2004, 458) Dabei zeigt „Der Untergang“ in erster Linie die Erzählung von dem Puppenspieler und seinen Marionetten in der Mausefalle und reproduziert damit ein von modernen geschichtswissen-

¹⁵ Für eine kluge und kritische Analyse von „Der Untergang“ aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive, auch mit Überlegungen zu dessen beanspruchter Authentizität vgl. Wildt 2005.

schaftlichen Erkenntnissen weitgehend unberührtes – man könnte auch sagen – nostalgisches Bild Hitlers und der NS-Zeit.¹⁶ Während im Heller/Schmiderer-Interview und in der Publikation des Manuskripts der gespaltene Charakter von Junges Autobiographie erkennbar wird, erzeugt „Der Untergang“ mit dem Verweis auf die entsprechenden Interviewzitate die Illusion, bei der naiven Zurschaustellung des privaten Hitlers handele es sich um die authentische Erzählung der alten Junge und somit um etwas, aus dem sich Schlüsse für die Gegenwart ziehen ließen. Der Lernprozess, den Junge vollzog, wird so drastisch ins Gegenteil verkehrt: Ein Millionenpublikum¹⁷ sieht sich mit Bildern konfrontiert, die Junge mit gutem Grund als anachronistisch empfand, die aber den Anschein erwecken, einen authentischen, wissenschaftlich fundierten Blick auf Hitler und seine nächste Umgebung zu geben. Das ist aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive außerordentlich problematisch, weil die prägende Wirkung von „Blockbustern“ und anderen massenmedialen Erzeugnissen auf das Weltwissen im Allgemeinen und das Geschichtsbewusstsein im Besonderen inzwischen umfassend erforscht ist.¹⁸ Kinoproduktionen wie „Der Untergang“ stellen heute einen zentralen Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses der Bundesrepublik dar; werden darin veraltete Geschichtsbilder verbreitet, ist zu erwarten, dass dies nicht ohne Einfluss auf das kollektive Gedächtnis der Deutschen bleibt.

Fazit

Kurz vor dem Ende ihres Lebens erfuhr Traudl Junge noch einmal ein umfassendes Interesse an ihrer Person, oder – genauer gesagt – an ihrer Zeit als Sekretärin Hitlers. Es begann mit der Autorin Melissa Müller, die ihr im Jahr 2000 „ein paar Fragen über Adolf Hitler und seine künstlerischen Vorlieben“ (Junge 2004, 10) stellen wollte, aus denen zwei Jahre später die Veröffentlichung von Junges Memoiren hervorging. Müller reichte Junges Manuskript über die Arbeit als Hitlers Sekretärin weiter an André Heller, der sich daraufhin mit Traudl Junge in Verbindung setzte und parallel zur Ausgabe von Müllers Buch gemeinsam mit Otto Schmiderer das Interview „Im dunklen Schatten“ präsentierte. Diese Aufnahmen fanden sich schließlich 2004, zwei Jahre nach Junges Tod, in der monumentalen Produktion „Der Untergang“ wieder. Innerhalb von vier Jahren erreichten durch diesen medialen Schneeballeffekt die Erzählungen einer Sekretärin von der Arbeit unter ihrem prominenten Chef eine ungeahnte Prominenz und Reichweite. Dass ihre Erinnerungen weder zeitgemäß noch „politisch korrekt“ waren, spürte Traudl Junge sehr genau. Um in der Bundesrepublik anzukommen, hatte sie sich bis zur inneren Spaltung von der eigenen Vergangenheit, insbesondere von Hitler, distanziert. In der medialen Aufarbeitung ihrer Erinnerung wurde diese Distanzierung nachträglich aufgehoben. Am wenigsten in Müllers Buch, das zwar – möglicherweise aus vermarktungstechnischen Gründen – den irreführenden Untertitel „Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben“ trägt, in dem die Hitler-Erinnerungen über Kommentare und Anmerkungen aber in einen biographischen

¹⁶ Diese These findet sich auch bei Reichel 2005. Reichel attestiert auch anderen prominenten Hitler-Filmungen jüngerer Datums ein entpolitisiertes und lediglich voyeuristisches Interesse an der NS-Zeit.

¹⁷ Laut Filmförderungsanstalt (FFA) sahen allein im Erscheinungsjahr über 4,5 Millionen Zuschauer den „Untergang“ im Kino, vgl. FFA: FFA intern 1/2005, 3.

¹⁸ Dazu überblickend mit weiterführenden Literaturhinweisen Leggewie 2005. Auch Welzer befasst sich mit dieser Problematik, vgl. Welzer 2005, 185-206.

Kontext gesetzt werden. Auch im Heller/Schmiederer-Interview ist diese Kontextualisierung vorhanden, es bedarf jedoch schon eines höheren analytischen Aufwands, die Problematik zu erkennen, die gerade in der Faszination der „begnadeten Erzählerin“ liegt. Im „Untergang“ wird die Problematik schließlich vollständig der Faszination untergeordnet und Junges Skepsis an der Banalisierung Hitlers post mortem in deren Rechtfertigung verwandelt.

Die unbedachte Wiedergabe der intimen und vorgeblich authentischen Geschichten über Hitler sind aber nicht nur ein medienkulturelles Problem – es ist auch durchaus zu bezweifeln, dass das beständige Beschwören von bewusst ausgegrenzten Gedächtnisfragmenten zur Entlastung Junges beigetragen hat, wie das folgende Zitat von Jürgen Straub nahelegt:

Der reorganisierenden Kraft des Erzählens sind Grenzen gesetzt. Schwere Traumata lassen sich womöglich (lange Zeit) nicht erzählerisch verarbeiten und integrieren, jedenfalls nicht so, daß das leidende Subjekt zur Ruhe kommt und das Erlittene als Bestandteil der eigenen Lebensgeschichte übernehmen und annehmen kann. Das Trauma wird in diesem Fall zum Tabu, zur dissoziierten Zone, bei deren ‚Betreten‘ die Reaktualisierung des Schmerzes und erneuter Orientierungsverlust droht. Damit steht die Tabuisierung und Ausgrenzung durchaus im Zeichen psychischer Funktionsfähigkeit, ist also [...] unter Umständen unvermeidlich und sogar notwendig, jedenfalls nicht als pathologisch zu qualifizieren. (Straub 1998, 140)

Traudl Junge war keineswegs ein Opfer der Geschichte, aber der Preis für ihre gelungene Integration in die Nachkriegsgesellschaft war die Tabuisierung eines Teils ihrer Erinnerungen, weil diese Erinnerungen schon zur Entstehungszeit unter den Bedingungen einer eingeeengten und verzerrten Perspektive entstanden und in der Bundesrepublik spätestens seit den 1960er Jahren problematisch wurden. Die Reaktivierung dieser verdrängten (und, wie in dieser Arbeit festgestellt wurde, wohl auch automatisierten, also nicht mehr autobiographischen) Erinnerungen, stellte Junge erneut vor die Schwierigkeit, diese neu bewerten und biographisch einordnen zu müssen.

An der Entwicklung der lebensgeschichtlichen Erzählungen Traudl Junges lassen sich die verschiedenen, miteinander verknüpften Anforderungen aufzeigen, die eine auf neurophysiologischen Grundlagen basierende, soziokulturell vermittelte und narrativ konstruierte autobiographische Erinnerung mit sich bringt. Junge konnte eine wohlgeformte Geschichte ihrer selbst erzählen, die aber in ihrer Gegenwartsgesellschaft nicht ohne weiteres kommunizierbar war. Sie konnte sich nachträglich über die historische Rolle Hitlers informieren, aber diese dämonisierte Figur nur schwer in eine eigene, kohärente biographische Erzählung integrieren. Sie war darum bemüht, ihrem Weltwissen entsprechende, gesellschaftlich akzeptierte Geschichten zu erzählen, produzierte jedoch vielfach automatisierte Erzählungen mit problematischem Gehalt. Diese problematischen Erzählungen entfalten über die massenmediale Verbreitung eine Wirkung auf das kulturelle Gedächtnis der rezipierenden Gemeinschaften, die den Absichten Junges genau entgegenlaufen. All diese Widersprüche resultierten letztendlich aus dem Bedürfnis, in der bundesrepublikanischen Gesellschaft akzeptiert zu werden, ohne ihre Vergangenheit zu verleugnen. Junges Biographie zeigt dabei auf, mit welchen enormen psychischen Belastungen dieser Wunsch ver-

knüpft war und wie prekär der bis zu ihrem Lebensende offene Prozess der Angleichung von individueller und kollektiver Erinnerung war.

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München.
- Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Ders./Hölscher, Tonio (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a.M., 9-19.
- Ders. (1992): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München.
- Bertaux, Daniel/Bertaux-Wiame, Isabelle (1985): Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Niethammer, Lutz (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral history“*. Frankfurt, 146-165.
- Fest, Joachim/Eichinger, Bernd (2004) (Hg.): *Der Untergang. Das Filmbuch*. Hamburg.
- Gergen, Kenneth J. (1998): Erzählung, moralische Identität und historisches Bewusstsein. Eine sozialkonstruktivistische Darstellung. In: Straub, Jürgen (Hg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein*. Frankfurt a. M., 170-202.
- Halbwachs, Maurice (1967): *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart.
- Ders. (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt.
- Hell, Wolfgang (1998): Gedächtnisäuschungen. Fehlleistungen des Erinnerens im Experiment und im Alltag. In: Fischer, E. P. (Hg.): *Gedächtnis und Erinnerung*. München, 233-277.
- Junge, Traudl (2004): *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*. Unter Mitarbeit von Melissa Müller. Berlin.
- Kansteiner, Wulf (2004): Postmoderner Historismus – Das kollektive Gedächtnis als neues Paradigma der Kulturwissenschaften. In: Jaeger, Friedrich/Straub, Jürgen (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 2: Paradigmen und Disziplinen*. Stuttgart, 119-139.
- Kettner, Matthias (1998): Nachträglichkeit. Freuds brisante Erinnerungstheorie. In: Rösen, Jörn/Straub, Jürgen (Hg.): *Die dunkle Spur der Vergangenheit: psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2*. Frankfurt, 33-69.
- Leggewie, Claus/Meyer, Erik (2005): *Geschichtspolitik in der Mediengesellschaft*. In: Oesterle, Günter (Hg.): *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*. Göttingen, 663-676.
- Markowitsch, Hans J. (2000): Die Erinnerung von Zeitzeugen aus Sicht der Gedächtnisforschung. In: *BIOS 1/2000*, 30-50.
- Ders. (2002): Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht. In: *BIOS 2/2002*, 187-198.
- McAdams, Dan P. (1996): *Das bin ich: wie persönliche Mythen unser Selbstbild formen*. Hamburg.
- Meuter, Norbert (2004): *Geschichten erzählen, Geschichten analysieren. Das narrativistische Paradigma in den Kulturwissenschaften*. In: Straub/Jaeger (Hg.): *Handbuch Kulturwissenschaften Bd. 2*, 140-155.
- Minkmar, Nils: Wer war Traudl Junge? In: *FAZ* vom 15.09.2004, 35.
- Nelson, Katherine/Fivush, Robin (2004): The Emergence of Autobiographical Memory: A Social Cultural Development Theory. In: *Psychological Review 2/2004*, 486-511.
- Niethammer, Lutz (1994): *Oral History*. In: Ilko-Sascha Kowalczyk (Hg.): *Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft. Ringvorlesung an der Humboldt-Universität zu Berlin*. Berlin, 189-210.
- Nord, Christina im Interview mit Otto Schmiderer: „Als hätte sie alles erst gestern erlebt“, in: *TAZ* vom 2.5.2002, 15.

- Pfoertner, Helga (2005): Mahnmale, Gedenkstätten, Erinnerungsorte für die Opfer des Nationalsozialismus in München 1933-1945. Mit der Geschichte leben. Band 3, Q-Z. München.
- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zukunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss. In: BIOS 1/2000, 5-29.
- Polkinghorne, Donald E. (1998): Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven. In: Straub (Hg.): Erzählung, 12-45.
- Rauh-Kühne, Cornelia (2006): Das Individuum und seine Geschichte. Konjunkturen der Biographik. In: Wirsching, Andreas: Neueste Zeit (Oldenbourg Geschichte-Lehrbuch Bd. 4), München, 215-232.
- Reichel, Peter (2005): „Onkel Hitler und die Familie Speer“ - Die NS-Führung privat. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 44/2005, 15-23.
- Straub, Jürgen (1998): Geschichten erzählen, Geschichten bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung. In: Ders. (Hg.): Erzählung, 81-169.
- Tulving, Endel (2002): Episodic Memory: From Mind to Brain. In: Annual Review of psychology Bd. 53/2002, 1-25.
- Ders./Markowitsch (1998): Episodic and declarative memory: Role of the hippocampus, Hippocampus, Bd. 8/1998, 198-204.
- Walser, Martin (1989): Reden über Deutschland. Frankfurt a. M.
- Welzer, Harald (200): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung. In: BIOS 1/2000, 51-63.
- Ders. (2001) (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg 2001.
- Ders. (2002): Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es? In: BIOS 2/2002, 169-186.
- Ders. (2004): Gedächtnis und Erinnerung. In: Jaeger/Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart, 155-174.
- Ders. (2005): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München.
- White, Hayden (1991): Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert. Frankfurt.
- Wildt, Michael (2005): „Der Untergang“: Ein Film inszeniert sich als Quelle, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 2/2005, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de /16126041-Wildt-1-2005> (zuletzt eingesehen am 08.07.2008).

QUELLEN

- Eichinger, Bernd: Der Untergang: ein Film. Auf DVD erschienen 2005, 177 min.
- Heller, André/Schmiederer, Othmar: Im toten Winkel. Auf DVD erschienen 2004, 87 min.
- Musmanno, Michael A. (1950): In zehn Tagen kommt der Tod. Augenzeugen berichten über das Ende Hitlers. Authentische Darstellung der dramatischen Ereignisse der letzten Wochen im Führerbunker der Reichskanzlei. München.